

Alexander Castell

Capriccio


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Capriccio

Bisher sind von Alexander Castell in unserem Verlag erschienen:

Der seltsame Kampf

Novellen. Zweites Tausend

Geheftet 3 Mark 50 Pf., in Pappband 5 Mark, in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Bernards Versuchung

Roman. Zweites Tausend

Geheftet 5 Mark 50 Pf., in Leinen 7 Mark, in Leder 10 Mark

Die mysteriöse Tänzerin

Novelletten. Drittes Tausend

Geheftet 1 Mark, in Leinen 1 Mark 50 Pf.

In Vorbereitung:

Büßer der Leidenschaft

Roman

Alexander Castell

Capriccio

Novelletten



Albert Langen, München

Umschlag von Alphons Woelfle
Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik,
Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei,
Leipzig

Inhalt

Nocturne

Claude hatte einen Fauteuil ans Fenster gerückt und starrte hinaus auf die nächtliche Avenue Kléber, wo die Automobile, weiße Lichtfächer vor sich herstreuend, der Place de l'Etoile zujagten. Unten vor dem Hotel stand eine Reihe von Wagen; Chauffeure und Kutscher unterhielten sich, schritten in ihren Livreen auf und ab und stampften zuweilen hart auf, die Kälte aus den Gliedern zu bringen. Jetzt liefen ein paar Camelots dem Trottoir entlang, zerlumpte Gesellen, die ein Paket Zeitungen unter dem linken Arm hielten und den rechten im Bogen erregt in der Luft schwenkten. Sie schrieen natürlich wie Besessene in den Abend hinein, und Claude hatte ihre krächzenden Stimmen im Ohr, trotzdem er nur dumpfe, ferne Laute hörte. Es war behaglich warm im Zimmer. Claude lehnte sich zurück. Er war glücklich, daß er nichts mit der Kälte und den Geräuschen da draußen zu tun hatte.

Er fühlte sich müde. Seit einem Jahre war er nach jedem Konzert so erschöpft, daß er eine Stunde lang allein sein mußte. Er pflegte dann etwas Milch mit Eau de Vichy zu trinken und sich langsam zu erholen; auch die Eisenbahnfahrten vertrug er nur noch sehr schlecht. Die Zugluft in den Couloirs machte ihn krank, die dicke, rußige Atmosphäre der Bahnhöfe setzte sich ihm beklemmend auf die Brust. Dazu kamen die plötzlichen gefährlichen Herzschwächen, die ihn minutenlang nicht losließen und ihm eine schmerzende, schwere Müdigkeit über den Rücken legten.

Er war gestern von Brüssel in Paris angekommen und hatte heute zum erstenmal gespielt. Er mußte jetzt eine Woche hier bleiben und noch zwei Konzerte geben, dann hatte er in Monte Carlo eine Matinee im Theater. Nachher begann die Tournee in Südfrankreich und Spanien. Das alles kam mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks, Jahr für Jahr, und wurde gleich einem großen Programm abgearbeitet, in dem Länder und Städte nur die Stationen einer ewigen Reise bedeuteten. Im Mai war man in London, und nach der großen Sommerpause hob dieselbe Fahrt in Petersburg oder Berlin von neuem an. Claude

war vierundzwanzig Jahre alt und seit elf Jahren auf der Tournee.

Er war aufgestanden und zum Flügel getreten, dessen Mahagoni im matten Licht wie ein Spiegel glänzte. Da stand auf dem goldgestickten Teppich eine Vase, gefüllt mit weißen Rosen. Sie waren heute für ihn im Hotel abgegeben worden. Claude tat der Gedanke wohl, daß irgend jemand, den er gar nicht kannte, ihm eine Freude hatte machen wollen. Vielleicht war es ein junges Mädchen gewesen mit fliegenden Haaren und schlanken, hohen Gazellenbeinen, das mit seiner Gouvernante diese Blumen einzukaufen gegangen war, vielleicht hatte ihn eine alte, würdige Dame beschenkt, die ihn einst hatte spielen hören und die seinen Namen in den Fremdenlisten entdeckt hatte. Vielleicht war diese Person sehr reich, und der Louisdor, den diese Blumen kosteten, war ihr kein Opfer gewesen, vielleicht hatte eine arme Klavierlehrerin ihn aus ihren Ersparnissen genommen. Vielleicht waren diese Vermutungen auch ganz falsch, und die Blumen stellten nur eine diskrete Aufmerksamkeit der Direktion dieses Luxushotels dar, wo er jedes Jahr gleichsam als Reklamegast wohnte. Claude machte es jedenfalls ein

leises Vergnügen, solchen Kombinationen nachzuhängen.

Da faßte ihn wieder die Bangigkeit, die ihn niederbeugte, verzweifelt hin und her riß, ihn schüttelte und atemlos machte. Als er sich aufrichtete, trug er von der Anstrengung einen feinen perlenden Schweiß auf der Stirn. Er war wie gerädert und legte sich wieder in den Stuhl.

Es klopfte jemand an die Türe. Szirmai, der Impresario, trat ein. Er hatte alle Taschen seines Pelzes voll Zeitungen. Sein Gesicht war gerötet, von seinem hängenden Schnurrbart tropfte der Reif. Wie eine Kugel rollte er ins Zimmer.

Claude schaute auf. „Nun?“ fragte er.

„Erfolg, großer Erfolg,“ prustete Szirmai, und seine Blicke funkelten, seine Hände machten Gesten, er redete französisch, deutsch, warf ungarische und jüdische Wörter dazwischen, die Claude nicht verstand, aus denen aber zu erkennen war, daß Szirmai die großen Kritiker gesprochen, daß er von Redaktion zu Redaktion gefahren war, daß er für morgen eine glänzende Reklamenotiz lanciert hatte.

„Was sagte Cavay? Francis Cavay?“ Claude hatte sich aufgerichtet.

Szirmai verzog sein Gesicht und zeigte die Zähne: „Er ist ein stolzer Herr, der Monsieur Cavay," sagte er.

Claude lächelte. „Ihr liebt euch nicht — aber was hat er gesagt?"

„Er sagte: ‚Paderewsky hat vor zwei Wochen das Conzerto en fa mineur gespielt — wie ein Sieger —' sagte er —, ‚aber ich werde Claude nicht vergessen, denn er spielt Chopin wie einer, der stirbt!'" Szirmai hielt inne und grinste. Die Phrase hatte ihm gefallen. „Ich habe dies alles in die Reklamenotiz gebracht," setzte er hinzu.

Claude hatte sich etwas vorgebeugt und ihm doch fast furchtsam zugehört. Er gab keine Antwort. Er dachte: ‚Cavay ist mein Freund, er weiß, wie ich leide!'

„Hat er sonst nichts gesagt?" fragte er nach einer Weile.

Szirmai grinste wieder und nickte: „Er ist verrückt, dieser Monsieur Cavay, — er sagte: ‚Claude ist krank, er dürfte nicht spielen, Sie hetzen ihn zu Tod!'"

Wieder war es still im Zimmer. Claude starrte auf seine blassen, schmalen Hände nieder. „Vielleicht hat er recht. Glauben Sie nicht, daß er recht haben kann? Was haben Sie geantwortet?"

„Es zwingt ihn kein Mensch, zu spielen, man kann niemand zwingen, zu spielen." Szirmai machte eine Geste, als müßte er auf jede Verantwortung verzichten.

Claude lächelte trüb: „Ich sollte jetzt auf einer Insel sein im Mittelländischen Meer. Maman war vor drei Jahren im Winter dort, Djerba heißt sie, Palmen stehen am Meer, und tausend fremde Blumen wachsen dort und duften von bitteren Parfums. Der Himmel und das Meer sind weiß von Sonne, sind weiß vom Licht" — er hielt inne — „noch dies Jahr will ich spielen und dann mich pflegen. Dann werde ich so viel Geld haben, daß ich mich ausruhen kann, — was meinen Sie?"

Szirmai hatte sich im Pelz in einen Fauteuil gesetzt und klopfte sich mit seinen fetten, kleinen Händen auf die Kniee.

Claude schaute nach dem Fenster, wo der Reif in glänzenden, rieselnden Perlen hing: „Ich habe so viel Sehnsucht nach Sonne. Wieviel schulde ich Ihnen noch?" fragte er plötzlich dazwischen.

„Dreißig Tausend!" sagte Szirmai.

„Das sind dreißig Konzerte." Claudes Stimme klang hoffnungsvoll. Wenn er rechnete, hatten seine

Worte oft diesen naiven Klang. Er hatte in allem, was Geld anbetraf, die Unschuld eines Kindes.

Szirmai strafte auch sofort seine Unschuld und sagte: „Das wären dreißig Konzerte, wenn Sie zwei Monate lang von der Luft lebten."

Claude lächelte: „Sie rechnen besser als ich."

Szirmai grinste wieder wohlgefällig und ließ den Brillanten am kleinen Finger der linken Hand aufblitzen: „Das ist auch nötig."

„Sie haben immer sehr viel besser gerechnet . . ." hob Claude wieder an. Dieses Mal fast spöttisch.

Szirmai öffnete seine kleinen, dunkeln Augen neugierig, und eine lauernde Flamme stach aus seinem Blick: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie garantieren mir tausend Francs — ich weiß, daß Sie nach unserem Kontrakt im Recht sind, aber ..." Er stockte und ließ den Ton fallen, als ob doch jedes Wort, das er sprechen könnte, ganz unnütz wäre.

„Sie sind ein Kind," äußerte Szirmai väterlich beteuernd. „Sie vergessen, daß wir in Sevilla vielleicht mit dreihundert Pesetas in der Kasse spielen, — es braucht nur ein Volksfest zu sein am selben Tage, oder ein Stierkampf, oder ein Attentat auf einen Minister, —

wer will dann Musik hören? Sie können auch plötzlich —" Er unterdrückte das Wort, sagte aber nach ein paar Atemzügen: „Wo hab' ich Garantien?"

„Brauchen Sie noch welche?" fragte Claude ruhig. „Sie haben mit mir in zehn Jahren so viel verdient, daß Sie als Rentier in Neuilly leben könnten. Ihre Chance war, daß Sie damals den Geldwert meines Talentes erkannten. Heute machen Sie mit meinen Qualen Reklame."

„Dann spielen Sie, bitte, nicht mehr!" entgegnete Szirmai ruhig.

„Sie wissen, daß ich muß . . ." Claude lehnte seine blasse, hohe Stirne an die Lehne des Fauteuils und sah ergeben zu dem andern hinüber, wie einer, der ausgeliefert ist . . . „und das wird sich nie ändern. — Gehen Sie jetzt, ich bitte Sie," sagte er nach einer Weile.

Szirmai hatte sich erhoben und stand unschlüssig da: „Es waren heute zehn Hervorrufe, vier Stücke mußten Sie dazugeben, es war ein sehr . . . sehr großer Erfolg!" mauschelte er.

„Nun — was wollen Sie noch?"

„Wissen Sie, wer mir die hohe Ehre gab, mit mir nach dem Konzert zu sprechen?"

„Wer?“ Claude hatte kaum hingehört.

„Ich könnte einen Orden bekommen,“ hob Szirmai wieder an.

„Das interessiert mich nicht.“

Aber der andere raunte, plötzlich zitternd und dann sklavenhaft schmeichelnd: „,Wie ein Gott hat er gespielt — wie ein junger Gott,‘ hat sie gesagt.“

„Sie sind taktlos,“ wendete Claude ein.

„Warum? Wenn eine Prinzessin das sagt?“ Szirmai hatte einen triumphierenden, überlegnen Zug in seinem Gesicht, aus dem die Backenknochen weit hervortraten und die Augen klein und schwarz in tiefen Ritzen funkelten.

„Was für eine Prinzessin?“

„Die Cantacosène ist von der höchsten Noblesse in unserem Land. Sie wissen das vielleicht nicht, oder schätzen das nicht, aber das ist eine Wahrheit, eine reine, lautere Wahrheit,“ sprudelte Szirmai weiter.

„Das ist möglich“ — gab Claude zu — „aber was will sie denn von mir?“

„Nur zeigen soll sich der junge Meister — vielleicht — wenn er ganz gut gestimmt, gelaunt ist, ein kleines Stück spielen, nur ein kleines Stück, die Am-

bassade wird vertreten sein, Sie kennen doch das Palais der Prinzessin in der Avenue Henri-Martin — sie empfängt am Dienstag, sie ist die Protektorin der schönen Künste, der Ambassadeur, selbst die Minister geruhen eine Partie Bridge bei ihr zu spielen. Aber sie muß es wissen — noch heute abend wissen, denn die Notiz muß in den ‚Figaro', muß am Dienstag früh in der Zeitung sein."

Claude schüttelte nur leise den Kopf: „Ich werde nicht spielen, ich spiele nicht am Nachmittag zum Tee."

Szirmai reckte sich auf: „Aber, wenn ich es ihr versprochen habe," brachte er knurrend vor.

„Ich weiß, daß Sie es nicht versprochen haben!" entgegnete Claude ruhig.

„Ich habe es versprochen — ich habe gesagt, daß es uns eine große Ehre sein wird, wenn die Prinzessin den jungen Meister bei sich hören will." Szirmai fletschte die Zähne.

„Dann haben Sie sich eben blamiert, ich bin nicht schuld daran. Ich habe in meinem Leben nie über einen anderen Menschen verfügt, ohne ihn nach seinem Willen zu befragen."

„Sie spaßen," wendete Szirmai mit großer Kühle

ein. Er hatte sich zurückgelehnt. Er sah sehr ruhig aus. Nur sein Unterkiefer bewegte sich leise, wie wenn da vielleicht wider seinen Willen dennoch etwas von seiner Erregung zum Ausdruck käme.

Claude antwortete nicht. Er tat, als ob er schliefe. Szirmai schaute zu ihm hinüber. Sein blasses Gesicht sah wirklich sehr eingefallen aus. Nur sein Mund zeigte einen höhnischen, verächtlichen Zug.

Nach einer Weile öffnete Claude die Lider und sah erstaunt seitwärts, als wolle er fragen: „Sind Sie immer noch da?"

Da blitzte eine unbändige, seit Minuten zurückgedämmte Wut über des andern Gesicht: „Ich weiß ja, daß Sie mich verachten, daß Sie meine Gegenwart unausstehlich finden, aber ich will jetzt Antwort haben, und ich habe die Macht, des jungen Meisters Willen zu brechen!" Szirmai war sehr höhnisch und siegesgewiß.

„Sie reden wie ein Sklavenhändler," antwortete Claude traurig — „ich habe mir einen Mann dieses Metiers auch nie anders vorgestellt."

Szirmai lächelte zynisch: „Mit Sklaven haben wir nie gehandelt, meine Ahnen hatten nur öffentliche Häuser."

„Ist das nicht dasselbe?"

Wieder schwiegen beide.

Da brach Claude los: „Ich will aber nicht ... ich kann nicht!"

Szirmai war aufgestanden, sein Gesicht war zu einer merkwürdig verkommenen Fratze verzerrt. Seine Augen schienen ganz eingesunken, verschwunden, aber die roten, wulstigen Lippen und der Unterkiefer traten weit vor, als ob aller Wille, alle grausame Brutalität da angesammelt wäre. Wie wenn er näher kommen wollte, beugte er sich vor, krampfte seine Fäuste, als ob er mit der Kraft seiner stumpfen, behaarten Hände diesen blassen, in ohnmächtiger Qual sich windenden jungen Menschen bändigen müßte.

Und Claude wich zurück, seine Arme zuckten, griffen rückwärts, wie wenn hinter seinem Stuhl eine Stütze sein könnte; und als er sie nicht fand und es scheinbar keine Rettung mehr gab, zischte er ihm ein Wort ins Gesicht, das verächtlichste und entwürdigendste, das einen Mann treffen kann. Und er wiederholte es, zwei-, dreimal. Dann begann er leise zu weinen.

Szirmai hatte nur spöttisch aufgelacht.

Und jetzt sagte Claude und schluchzte: „Sie wissen

doch, daß ich so müde bin, daß ich nicht mehr die Kraft habe, daß ich all meine letzte Kraft sparen muß. Daß ich zwei Tage ruhen muß und Angst habe, daß ich am dritten spielen kann. Sie wissen, daß ich krank bin, und Sie wollen, daß ich in den Salons spiele, Sie werden mich in die Teehäuser, in die Brasserien schleppen, Sie werden mich verhandeln, verschachern — nur, weil ich Ihnen Geld schulde ..." Er sank jetzt völlig in sich zusammen. Er konnte nicht mehr sprechen. Er war zu erschöpft.

Szirmai hatte sich wieder in den Stuhl gesetzt und wartete.

Er saß wohl eine Viertelstunde da. Er gab die Hoffnung nicht auf.

Es klopfte an die Türe. Der Zimmerkellner brachte ein Telegramm.

Claude war aufgewacht. Er las. Er sagte ruhig, ergeben, wie ein Verdammter: „Maman will zehntausend Francs." Dann starrte er vor sich hin.

Szirmai atmete auf: „Woher ist das Telegramm?"

„Sie wissen doch, daß Maman in Nizza ist . . ." erklärte Claude still, ganz gehorsam. Er schloß die Augen. Er dachte: „Wenn Maman nicht jede Nacht

in Cercle spielte, könnten wir beide so glücklich sein." Die Tränen rannen ihm wieder über das Gesicht. Wie liebte er Maman! Er sah ihr schmales, erregtes Gesicht über den grünen Tisch gebeugt. Er hörte den Croupier: ‚Un Banco de cent Louis à faire, qui fait banco?' Er sah sie die Karten austeilen, dem Partner eine, sich eine, und noch einmal — und dann deckte der Partner seine Karten auf, und der Croupier schob ihm mit dem breiten Holzschwert die vielen Scheine zu, und Maman zeigte ihr erschrockenes, erstauntes Gesicht, gab vielleicht die Bank weiter, erhob sich und wollte ins Hotel zurück. Da tönte am Nebentisch eines anderen Croupiers Stimme: ‚Prenez place au chemin de fer!'" Und Maman setzte sich wieder und konnte sich nicht trennen, konnte nicht aufhören, und das Spiel begann von neuem. Wie oft hatte er in allen den Kasinos solchen Szenen mit angewohnt, und wie oft war ihm Maman nachher verzweifelt um den Hals gefallen und hatte versprochen, nie, nie mehr eine Karte anzurühren. Und doch war dies ihr einziges Glück; und wie ein Mensch zu seinem Glück zurückkehrt, und es nicht entbehren kann, so kehrte Maman zum Spielsaal zurück. Und daß Maman glücklich sei, dafür

arbeitete er seit Jahr und Tag, denn es gab nichts, was er so liebte wie Maman.

„Man wird es ihr schicken müssen?“ fragte Szirmai lauernd und zuvorkommend.

„Ja,“ sagte Claude, „schicken Sie es sofort.“ Er wußte jetzt, daß er spielen würde bei der Prinzessin Cantacosène, daß er am gleichen Abend noch ein Konzert in der Salle Gaveau hatte, daß er alles tun müßte, was jener wollte, — und wenn er tagelang erschöpft wäre, wenn er Todesängste in seiner Brust fühlte.

„Ich werde jetzt telephonieren gehen . . .“ sagte Szirmai, der schon bei der Türe stand . . . „denn die Notiz muß ja in den ‚Figaro‘. Die ganze Aristokratie wird sich in den Salon drängen, es wird eine große Reklame werden.“ Breit und wohlgefällig grinste er.

„Aber vergessen Sie Maman nicht —“ bat Claude.

„Hab' ich jemals vergessen, was ich versprochen habe?“

Szirmai war gegangen. Claude atmete leichter. Es war gleichsam eine reinere, klarere Luft im Zimmer.

Da gab es wieder Geräusch. Eine Frauenstimme auf dem Korridor . . . Ein grauer Pelzmantel kam unter die Türe, ein lachendes Gesicht strahlte aus einem Schleier.

Claude war aufgestanden. Er war sehr erstaunt: „O, May!“ sagte er leise. „Woher kommst du?“

„Von London —“ lachte May und kroch aus ihrem Pelzwerk, „ich war vorgestern über Fishguard dort angekommen.“

„Wie war es in Amerika?“ fragte Claude, der schon in den Vereinigten Staaten, in Brasilien und in der Argentinischen Republik auf seinen Tourneen gespielt hatte.

May schüttelte den Kopf, trat vor den Spiegel, nahm aus einer goldenen Hülse einen Stift und legte auf ihre Lippen etwas Farbe auf. Dann sagte sie spöttisch:

„Ich habe drei Monate lang in einer englischen Farce gespielt, unser Repertoire wirkt nicht. Dafür werden sie in fünfzig Jahren reif sein. Ich habe hier schon drei Reporter gesprochen, bin natürlich enthusiasmiert, war bei Mrs. Gould eingeladen, die Journalisten haben sich Notizen über das Tischbesteck gemacht. In Wahrheit hab' ich mich in meinem Leben nie so gelangweilt. Und was machst du?“

„Ich arbeite . . .“

„Szirmai steht unten in der Halle; er sagte, das

Publikum hätte gerast ... du kannst glücklich sein, du hast Erfolg."

Sie hatten sich beide ans Fenster gesetzt. „Ich habe Erfolg ... ja ..." sagte Claude ... „aber das bedeutet doch gar nichts. Daran wird sich schon in ein paar Jahren niemand mehr erinnern. Es gibt heute so viele, die Erfolg haben."

„Du bist doch so jung. Wir sind zwar gleichaltrig —" lächelte sie, „aber mir ist, als sei ich zehn Jahre älter als du."

Er starrte hinunter auf die Terrasse vor dem Hotel und sagte langsam: „Da unten werden sie an warmen Frühlingsabenden sitzen, und die Türen zum großen Saal werden offen stehen, die Zigeuner werden spielen, und ich werde mit Szirmai in Spanien reisen, es wird heiß und entsetzlich sein. Kannst du dir das vorstellen?"

„Wo bist du im Sommer?" fragte sie, als könnte sie ihn damit von allem Trüben ablenken.

Er aber folgte seinen Gedanken: „Weißt du, was sie hinreißt? Was sie rasend macht? Daß ich jetzt oft, wenn ich spiele, den Tod sehe. Das ist so unheimlich, sie fühlen es und müssen sich erleichtern, darum rasen sie." Er sah May ruhig und mit einem stillen

Erstaunen ins Gesicht. Sie schwieg, sie vermochte nicht zu antworten.

„Aber dies alles wäre nicht so entsetzlich, wenn ich Maman geborgen wüßte. Aber wenn ich nicht mehr da bin, wird sie allein und sehr arm sein . . . sehr arm. Was wird aus ihr werden? Glaube mir, ich werde einen furchtbaren Tod haben!“

May kam näher, setzte sich auf die Lehne des Stuhles, nahm seinen Kopf in ihren Arm und flüsterte leise und wiederholte es wie einen zaghaft gesungenen Ton: „Mon pauvre ami“ . . .

Sie wußten beide, daß sie einander nicht helfen konnten.

Später stand er auf und setzte sich an den Flügel. „Was willst du hören?“ fragte er.

„Clair de lune,“ sagte sie.

Und die langsamen, von dumpfer Leidensglut schweren Triolen der Mondscheinsonate begannen zu klingen, wogten wie heiße, verhaltene Schmerzen auf und sanken in ihre tiefe, monotone Klage zurück. Und darein mischten sich die großen, singenden Akkorde, die aus einer brennenden Qual zur Erlösung drängten und wieder verstummten vor der dunkeln Not des Herzens.

Und als ob seine arme Seele in seinen Händen schauerte, grub der junge Mensch sein Verzagen in die Tasten ein, bis die hohe Flamme in ihm erwachte und brannte, daß er stärker wurde als das Leben und noch über dem Tod stand, daß er trostvoll und unschuldig lächelte, denn es war nun alles fern und bezähmt und bekämpft, himmlische Wellen schäumten und rauschten: Alles war Musik.

Beim „Stillen Vater"

Ich hatte nie in meinem Leben einen Mörder gekannt, auch kaum jemals einen solchen von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das war vielleicht Zufall. Lag vielleicht daran, daß ich selten in Gerichtssäle ging. Und schon gar nicht zu Mordprozessen. Ich ertrug diese kühlen furchtbaren Spannungen nicht. Meine Nerven halten sie heute noch nicht aus. Ich war nur ein einziges Mal zugegen, als eine Frau zum Tode verurteilt werden sollte. Ich sehe sie noch an der Rampe sitzen. Hinter ihr zwei Soldaten. Sie trug ein schwarzes Kleid, hatte ein Gesicht wie aus Elfenbein und einen schönen schlanken Hals. Wie entsetzlich ist das, einen solchen Menschen zu sehen! Für Hunderte, die plötzlich in einer Katastrophe umkommen, ist der Tod nicht so schwer wie für diesen einzigen, der tagelang dem Ende zugeschoben wird und schließlich davor steht wie ein Nackter vor einem Feuerofen. Kann ein Mensch etwas

getan haben, wofür er solche Qualen verdient? Denen er mit klaren Sinnen entgegenschreiten muß! Barmherziger Himmel, die Menschheit dürfte nicht so grausam sein! Kann man Männer dingen, die einen andern über einen Steg hinaufschleppen und ihn geknebelt unter ein Messer legen, kann es Augen geben, die die Kraft haben, solchen grauenhaft geängstigten, und schon in all den vergangenen Stunden tausendmal gestorbenen und wieder erwachten Blicken zu begegnen?

Ich habe das alles nie so gefühlt wie heute. Habe ich früher ein hartes Herz gehabt? Ich weiß es nicht, aber ich las heute früh in der Zeitung, daß Le Coq zum Tode verurteilt ist. Le Coq, den ich so oft beim „Stillen Vater" sah. Es ist mir so bange zumut! Ich wußte nicht, daß er verhaftet war, ich wußte nicht, daß er vor zwei Monaten im Handgemenge einen Polizisten erschossen hatte, ich war verreist, mir war das alles wirklich entgangen. Was für Erinnerungen steigen in mir auf!

Gewiß, ein Apache ist Le Coq immer gewesen. Aber als wir uns damals in den grauen Morgenstunden zuweilen begegneten, trug er in seinem Gesicht, das bei

einem Witzwort so boshaft und vergnügt vibrierte, einen wundervollen Zug von Menschlichkeit und Intelligenz. Er war geschmeidig, humorvoll, fast karikaturenhaft geistreich, alles in allem mehr ein verirrter als ein schlechter Mensch. Und einst hat er mir ein Beispiel gegeben für das Verhalten gegen die Frauen, das mir heute noch vor Augen steht.

Soll ich davon erzählen? Wird es mich erleichtern?

Aber ich müßte erst etwas über Paulette sagen. Sie war damals zweiundzwanzig Jahre alt, wohnte auf dem Montmartre und lebte in aller vergnügten Herrlichkeit, die ihr der Tag zutrug. Sie hatte sich durch Klugheit und Diplomatie und dank ihrem kleinen ovalen Gesicht vom Apachenmädchen zu einer in gewisser Art gefeierten Schönheit emporgekämpft, trug elegante Toiletten und erlebte ihre Abenteuer in den besten Restaurants. Aber mitten im Rausche der Lust — wie der Romancier einen solchen Moment zu bezeichnen pflegt — erfaßte sie oft die Sehnsucht nach dem Ort, wo sie ihre bitterbösen und dennoch glücklichen Kindertage verlebt hatte.

Und dann fuhren wir im Morgengrauen mitten aus dem Licht und Geschrei des Montmartre nach den Hallen.

Ach, man muß das erlebt haben! Da hatte man erst stundenlang in einer von Musik und Parfums schweren Luft gesessen und kam nun in die kühle Herbstnacht hinaus. Der Wagen holperte die steilen Straßen hinunter, bis zu Notre Dame de Lorette und weiter, indes wir übernächtig und schläfrig in den Ecken des Coupés lagen.

Die großen Boulevards waren um diese Zeit still und dunkel und weckten uns nicht auf.

Aber dann tönten plötzlich Stimmen. Flüche von Fuhrleuten. Große zweirädrige Karren standen in der Straße. Etwas Schwarzes und scheinbar als ein Gerüst in den Himmel Ragendes tauchte auf: die Hallen.

Man stieg aus und versank in Schlamm und Schmutz. Aber Paulette hüpfte geschickt von einem Stein auf den andern, hob ihre seidenen Kleider bis zu den Knieen und war mit ihrem großen Hut wie ein phantastischer Schmetterling.

Und dann standen wir auf dem Trottoir. Da war jenseits ein Kommandieren und ein Getue. Unendlich dicke Bäuerinnen luden das Gemüse ab, und arme Halunken drängten sich dazwischen, um in aller Stille

ein Bündel Stroh zu stehlen und sich darauf für den Rest der Nacht in einer Ecke zur Ruhe zu legen.

Und dieses viele Gemüse! Wie köstlich war es zu sehen! Wie tat das den müden Augen wohl: diese weiten Felder aufgestapelten Kohls! Und die roten Rüben! Viele hundert Körbe voll roter Rüben! Und Choux de Bruxelles und Äpfel und Birnen . . .

Wie atmete da Paulette auf! Und sie sagte: „Wir gehen jetzt zum ‚Stillen Vater'."

Das war ein kleines Restaurant mit einem Hinterzimmer für die bessere Kundschaft. Vorn standen die Bauern am Büfett und tranken ihren Schnaps und machten ein paar Witze mit den Mädchen, die seitwärts an den kleinen Tischchen saßen.

In das vordere Zimmer kam damals Le Coq mit einer Bande. Er war ein Apache von reinstem Wasser. Etwas über zwanzig Jahre alt war er und fühlte alle freche Kühnheit dieser Menschen in sich. Doch kämpfte er am liebsten mit der Polizei. Das war in jener Zeit sein Ehrenpunkt. Er rühmte sich selten eines Diebstahls oder einer vulgär kriminellen Handlung. Wenn er aber einen Polizisten düpieren oder schädigen konnte, tat er es mit unsäglicher Freude und Rachsucht.

Er war unter Menschen aufgewachsen, deren ganze Existenz einen Kampf mit dem Gesetz und seinen Vertretern bedeutete. Er war von frühester Kindheit an auf der Flucht von einem Versteck zum andern gewesen. Er hatte als Junge monatelang in Löchern und im Freien geschlafen. Das war damals gewesen, als seine Mutter, eine Prostituierte, wegen einer Krankheit im Hôpital Ricord lag. Seiner Abstammung gemäß hatte er stets zu den Verfolgten und Gehetzten gehört. Er war nie dazu gekommen, im Gesetz einen Schutz zu sehen, weil sein ganzes Dasein außerhalb des Gesetzes stand. Aber dessen Repräsentanten hatte er schon in frühesten Tagen hassen lernen, wie seine Mutter sie haßte, und alle, mit denen er lebte.

Paulette hatte Le Coq irgendwann in ihrer eigenen drangvollen Jugend gekannt. Als wir einst in der Hinterstube saßen, rief sie ihn herein.

Er war keck und machte ein paar derbe Späße. Paulette lachte darüber, laut und unbändig.

Es tat ihr wohl, seine Sprache zu hören und seine festen brutalen Hände zu sehen.

Er erzählte uns seine Affären und prahlte mit Mord und Totschlag. Wenn er ganz erregt war, zog er ein

langes Messer mit einer schmalen blauen Klinge aus dem Futter seines Rockes und stieß es so tief in den Tisch, daß Paulette es mit beiden Händen kaum mehr herausreißen konnte.

Paulette bewunderte ihn. Sie liebte ihn sogar. Aber Le Coq hatte eine kleine Freundin. Er nannte sie nur: „La Puce", „den Floh", was nicht sehr galant war. Aber Paulette fand La Puce sehr nett, da sie so klein und bescheiden zu sein schien. Sie interessierte sich noch mehr für sie, weil sie ganz gewiß eine tiefere Sympathie für Le Coq im Herzen trug.

La Puce kam nun manchmal mit Le Coq in die Hinterstube, saß still neben ihm und sprach wenig. Dafür war Paulette sehr nervös und redete laut, versuchte geistreich zu sein und gab sich alle Mühe, Le Coq zu imponieren.

Aber es gelang ihr kaum. Le Coq war La Puce zärtlich zugetan. Er liebte, während er selbst prahlte und log, daß sich die Balken bogen, ihren stillen kindlichen Charakter.

Er hätte laute Gesten an ihr auch niemals ertragen. Er selbst redete. Von seiner Geliebten verlangte er, daß sie schweige.

Eines Abends war Le Coq allein.

Paulette fragte nach La Puce.

Le Coq lachte nervös und sagte, sie sei nach Tours gefahren, ihre Mutter zu besuchen.

Paulette stieß mich ans Knie und lächelte maliziös.

Le Coq sah es und wurde ein wenig bleich. Er verabschiedete sich bald.

„Sie ist ihm durchgebrannt ...“ behauptete Paulette nachher ... „Sie hat ihm Hörner aufgesetzt ...“

Sie klatschte in die Hände und jubelte vor Schadenfreude. „Wie die Männer doch dumm sind!“ fuhr sie fort. „Ich würde einer so stillen Person niemals trauen ... auf einmal ist sie fort, wie ein Floh weggehüpft, o la Puce, la Puce!“ lachte sie.

„Du liebst Le Coq,“ sagte ich zu Paulette.

„Mag sein,“ antwortete sie gereizt.

Ich lachte. Sie wurde darüber so wütend, daß sie einen Wagen bestellte und wegfuhr.

Wir sahen uns wohl eine Woche nicht mehr. Da bekam ich einen Brief, worin sie mich zu einem Rendezvous bestellte. Wir wollten nachher zum „Stillen Voter“ gehen.

Aber an diesem Abend zeigte sich Le Coq nicht.

Der Wirt sagte, er sei auch gestern nicht hier gewesen; schon ein paar Tage nicht mehr.

„Ist er wieder versöhnt mit La Puce?“ fragte Paulette.

„Sie war gestern abend mit einem anderen hier,“ sagte der Wirt.

„Teufel . . .“ sagte Paulette . . . „die hat Mut.“ La Puce schien ihr plötzlich Achtung einzuflößen. Sie sprach wieder lange über den rätselhaften Charakter der zarten und kleinen Personen; nach ihrer Meinung bestünden sie mit den unschuldsvollsten Mienen die schlimmsten Abenteuer.

Bald darauf kam Le Coq. Er war schon davon unterrichtet, daß La Puce gestern nacht mit Christophe, genannt das „linke Auge“, hier gewesen sei. Er schien kaum erregt zu sein.

Er sagte: „Was die Weiber anbetrifft, so muß man warten und Geduld haben. Sie kommen immer wieder zurück.“

Er trank gemütlich einen Kirsch.

Paulette aber konnte nicht anders, als sticheln und ihn bedeuten, daß ihn La Puce eben doch betrogen hätte, und daß dies für einen Mann sehr peinlich sei.

„Gewiß," konstatierte Le Coq und drehte an seinem Schnurrbart, um zu verbergen, wie ihm das Blut in die Augen stieg.

Paulette aber ließ ihm keine Ruhe. Sie erzählte von einer bösen Affäre, die sie vor drei Jahren erlebt hätte, als sie von einem Freunde in der Wut gestochen worden sei. Sie streifte ihr ausgeschnittenes Kleid etwas über die Schultern und zeigte auf dem linken Oberarm eine vernähte Narbe.

Le Coq sah kaum hin und drehte immer noch an seinem Schnurrbart.

„Und wenn sie auch heute mit ihrem Galan wiederkäme, was würden Sie tun?" fragte Luce.

„Das weiß ich nicht . . ." Er hatte sich über den Tisch geneigt und begann wie ein Kind mit Streichhölzern zu spielen. Paulette deutete mit einem Blick auf seinen breiten Nacken und flüsterte: „Es kocht in ihm . . ."

Wir saßen noch lange und wollten eben aufbrechen, als draußen die Türe ging und ein Trupp von Leuten hereinkam, die sich geräuschvoll an die kleinen Tischchen setzten.

Le Coq spielte weiter; da horchte er plötzlich auf.

Aus den vielen Stimmen, die von draußen hereindrangen, hatte er eine einzige herausgehört; und die nahm ihm den Atem.

Er richtete sich auf. Im Vorderzimmer schienen sie sich zu zanken.

„La Puce ..." sagte er darauf und zwinkerte mit dem Auge. Dann zog er sein Messer aus dem Rockfutter und steckte es in den rechten Ärmel.

Paulette war blaß, atmete kaum und war von dem Anblick ganz terrorisiert.

Ich dachte: ‚Er wird den Menschen vom Genick bis zu den Fußsohlen durchstechen ...‘

Le Coq stand auf und ging langsam auf die Türe zu.

In diesem Moment brach draußen ein Krawall los. Ein Mann schlug auf eine Frau ein. Harte, klatschende Hiebe.

Die Stimme von La Puce kreischte und schrie um Hilfe. Gläser klirrten, ein Tisch wurde umgestoßen. Der Wirt stürzte hinter dem Büfett hervor.

Nur Le Coq stand unbeweglich. Er horchte eine lange Minute zu, wie die Streiche auf La Puce niederfielen.

Dann stand er plötzlich unter der Türe und sagte: „Genug! ..."

Draußen fiel ein Stuhl um, eine Weinflasche flog in unseren Raum herein, eine Türe wurde aufgerissen, ein Mensch kugelte auf das Trottoir hinaus und war fort.

„Wie er das Feld geräumt hat . . .“ lachte Le Coq. Dann befahl er, als ob er einen jungen Hund riefe: „Komm daher!“

La Puce kam heulend herein. Sie sah sehr elend aus, hatte ein zerschürftes Gesicht und zitterte noch vor Aufregung.

„Setz dich!“ befahl Le Coq.

Sie setzte sich gehorsam.

„So . . . so . . .“ sagte er darauf, fuhr ihr zärtlich und liebevoll übers Haar und lächelte.

La Puce schluchzte immer noch.

„Siehst du . . . man soll nicht weglaufen . . . das soll man nicht . . .“ sagte er, immer noch in dem Ton, als ob er zu einem jungen Hunde spräche.

Dann nahm er ihr armes, zerschundenes Gesicht an seine Brust. Er hatte ihr verziehen.

An diese Szene habe ich viel später wieder gedacht, als ich das schöne Buch: „De l’amour“ meines Freundes Etienne Rey las, der dafür die Formel gibt, indem er

sagt: „Der Mann soll die Untreue der Frau nie bestrafen. Der Liebhaber besorgt das schon für ihn.“

Diese Wahrheit aber hatte ich längst in der Kneipe zum „Stillen Vater“ erfahren durch den Apachen Le Coq und seine kleine Freundin La Puce. —

Le Coq wird jetzt jenen steilen Steg hinangehn, von dem noch nie einer wiedergekehrt ist. Ich weiß, ich werde in jener Nacht nicht schlafen, in deren Morgenfrühe das Schreckliche sich vollzieht. Ich werde leiden, werde in mich gehn . . . ist es denn mein Verdienst, daß mich das Schicksal in die Sonne, ihn in den Schatten trug? Ist denn seine Seele im tiefsten Grund soviel schlechter als die meine und die vieler anderer Menschen?

Armer Le Coq! Er wird mir immer als ein Gutherziger, als ein vom dunkeln Zufall des Lebens Verfolgter im Gedächtnis stehen. Ich werde die Stufen seines Leidens nicht erleichtern können. Aber ich werde um ihn trauern, als wäre er mein Freund.

Seltsame Begegnung

Die beiden Herren saßen sich eine Weile schweigsam gegenüber. Der jüngere lehnte sich auf dem rotgepolsterten Sofa zurück und atmete mühsam. Dann richtete er sich plötzlich auf, als müßte er nun um jeden Preis seiner ganzen Person einen Halt geben. Aber seine Stimme war unsicher, sie stotterte sogar, als er sagte: „Ich weiß nicht, wie ich zu dem Vergnügen komme, hier mit Ihnen allein zu sein."

Sein Blick irrte unwillkürlich zu der Türe, wo eben die dekolletierte schlanke Dame verschwunden war.

Der ältere Herr lächelte, das heißt, sein glattrasiertes Gesicht schnitt eine halb vergnügte, halb neugierige Grimasse. Er machte mit der linken Hand eine Gebärde, als wollte er sagen: ‚Beruhigen Sie sich!' Seine Rechte fuhr unterdessen mehrmals und scheinbar ganz zufällig dem Tischrand entlang, wobei nur der Daumen auf dem rotglänzenden Mahagoni sichtbar war, indes

die vier anderen Finger unter der Tischplatte dahinglitten.

Da hob der Jüngere wieder an: „Da Sie mir wirklich ganz unbekannt sind, werde ich es jetzt vorziehen, mich zu entfernen.“

Der Ältere beugte sich etwas vor: „Ich möchte Ihnen von dieser Absicht abraten, denn sobald Sie sie ernsthaft ausführen wollten, müßte ich Ihnen allerdings einen ganz bestimmten Widerstand entgegenstellen.“

Der junge Herr hielt in seiner Erstarrung den Mund halb offen. Dann stammelte er fast kindlich: „Das hab' ich mir gedacht.“

Der andere lächelte wieder: „Seien Sie vorläufig ohne Sorge!“

„Ich muß Ihnen gestehen,“ flüsterte der Jüngere und versuchte auf diesen munteren Ton einzugehen, „daß Sie mir kein unbedingtes Vertrauen einflößen.“

„Das können Sie auch nicht von mir verlangen,“ replizierte der andere. „Mein Verhalten gegen Sie wird durchaus von Ihrem Benehmen abhängen. Wenn es die Situation nicht anders verlangt, werde ich gewiß nur sehr freundlich zu Ihnen sein. Ich möchte Ihnen

sogar sehr gerne ein Glas Champagner oder eine Zigarette anbieten. Aber ich weiß im voraus, daß Sie meinen Vorschlag ablehnen würden. Denn Sie könnten vermuten, daß in dem Champagner irgendein Schlaftrunk, in der Zigarette vielleicht eine Dosis Opium enthalten wäre. Da ich mich diesem Refüs nicht aussetzen will, muß ich leider darauf verzichten, in Ihren Augen als ein Mann von Takt und Zuvorkommenheit zu erscheinen."

Der junge Herr starrte ratlos vor sich nieder, auf seine breite gesteifte Hemdenbrust, die in dem grellen Licht einen auffallenden, etwas peinlichen Glanz zeigte. Dann blickte er seitwärts, wo sein Chapeau claque auf einem kleinen runden Tisch stand.

„Woran denken Sie jetzt?" fragte der Ältere.

Der Jüngere sah ihm in die Augen. Er überlegte: ‚Dieses Gesicht ist eigentlich gar nicht so gemein, nur etwas rötlich und etwas fett. Dazu zeigt es unmenschlich viele Falten. Was muß dieser Mensch schon alles hinter sich haben!' — Er sagte: „Ich glaueb, man sollte nie einer unbekannten Dame aus dem Theater nach Haus folgen."

„Das ist bei Ihrem Alter verständlich," warf der

andere ein, „außerdem sind Sie ja wohl in dieser Stadt auch etwas fremd."

„Das ist keine Entschuldigung," behauptete der Jüngere. Er vermochte es jetzt zum erstenmal ruhiger aufzuatmen, „aber glauben Sie mir: sobald ich den Diener sah, schöpfte ich Verdacht."

Der andere nickte: „Er war früher Boxer, er hat ein etwas robustes Aussehen, ich gebe Ihnen das zu."

Der junge Herr wurde jetzt in seiner Angst ganz gesprächig: „Außerdem hätte ich jede Wette gemacht, eine Dame der Gesellschaft von einer Kokotte unterscheiden zu können, eine Kokotte von einer Dame der Gesellschaft," wiederholte er, „aber ich weiß jetzt, daß ich das nicht kann." Er schüttelte ganz energisch den Kopf, wie wenn er damit seine Unwissenheit bekräftigen wollte.

„Man lernt nie aus," tröstete ihn der andere, „und glauben Sie mir, daß die erwähnte Dame schon sehr erfahrene Herren düpiert hat. Wir hatten mit ihr in Brüssel und auch in London ausgezeichnete Erfolge. Sie hat an jedem dieser Orte zwei Jahre lang gearbeitet. Sie brauchen sich Ihrer Unerfahrenheit nicht zu schämen."

„Nennen Sie das Arbeit?“ fragte der junge Herr höflich, als könnte er durch die Fortsetzung des Gespräches irgend etwas ganz Bestimmtes, das eintreten müßte, noch hinausschieben.

„Wie Sie wollen,“ gab der andere zurück. „Ich lege nur Wert darauf, daß wir uns verstehen. Wenn Sie die Tätigkeit der Person von Ihrem Standpunkt aus anders bezeichnen wollen, will ich gewiß nichts dagegen einwenden. Sie dürfen sich sogar darüber amüsieren, daß das ernste Wort Arbeit in einem solchen Zusammenhang Anwendung findet. Im übrigen sind wir aber doch etwas weit von unserem eigentlichen Gesprächsstoff abgekommen.“

„Mag sein.“ Die Stimme des jüngeren Herrn war wieder kleinlaut geworden.

Der Ältere lehnte sich zurück und gab sich eine fast lässige Haltung, als er sagte: „Ich will Sie natürlich nicht zu einer Partie Bakkarat ermuntern, wenn ich mir gestatte, Sie nach Ihrem Barbestand zu fragen.“

„Oh, ich verstehe, ich verstehe,“ sagte der Jüngere und starrte auf den Tisch. Zugleich maß er genau die Breite der Platte, verglich im Verlauf einer Sekunde diese Distanz mit der möglichen Spannweite seines

rechten Armes und dachte: ‚Wenn ich ihm meine wohltrainierte Faust unter das Kinn schlüge, daß ihm der Kopf hintenüberklappte, wenn ich außerdem den Browning zu fassen bekäme, den er unter diesem Tisch vermöge irgendeiner interessanten Vorrichtung verborgen hält, — wer weiß, ob ich nicht durch allerlei Gänge und vielleicht über den Leib des Dieners hinweg in ein Stiegenhaus und eventuell ins Freie käme.‘

„Sputen Sie sich, bitte!" ertönte die Stimme des anderen und zerriß ihm seine Gedanken. Als er aufschaute, sah er in ein paar ganz verwegen blinzelnde Augen, über die ein unheimlich greller, drohender Schimmer gebreitet lag.

„Ich bin ganz zu Ihren Diensten," sagte er, als ob er sich wegen der Verzögerung entschuldigen wollte. „Ich trage, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht" — und wieder hielt er inne und wartete einen, zwei Atemzüge, ob sich ihm des anderen Gesicht nicht etwas nähern wollte — „ich trage," wiederholte er, „ungefähr vierhundert Francs in Gold bei mir und sechstausend in Noten." Er zog seine Brieftasche und legte eine Anzahl Scheine auf den Tisch.

„Das ist sehr interessant, ganz gewiß interessant,"

äußerte dazu der Ältere leicht sinnend; „was mir aber ebenso wünschenswert zu wissen wäre, ist folgendes: wie hoch ist heute noch Ihr Konto beim Crédit Lyonnais?“

Der junge Herr verbarg seine Verblüffung hinter einer mokanten Bemerkung: „Sie scheinen über mich informiert zu sein.“

„Nun ja, sonst hätte es ja auch gar keinen Sinn gehabt, Sie hierher zu locken. Wir wissen sehr gut, bei welcher Filiale Sie Ihr Geld deponiert haben, wir wissen auch genau Bescheid über Ihre Wohnung, Ihre Lebensgewohnheiten, wir kennen die Restaurants, die Sie besuchen, kennen die Adresse Ihrer Geliebten, sind über deren monatliche Ausgaben ziemlich unterrichtet, wir besitzen eine Menge Photographien von Ihnen, wie Sie z. B. aus dem Haus treten, in das Automobil steigen, zu einer Matinee ins Theater abfahren. Durch dieses Material sind Sie für jeden unserer Agenten in London oder Berlin sofort erkenntlich, ebenso, wie wir eine Menge Informationen über Ihren Aufenthalt in Rom bekommen haben. Glauben Sie, daß man sich für einen beliebigen Menschen so viel Mühe gibt?“

„Ich kann das nicht beurteilen.“ Der junge Herr

schaute den anderen an. Er gewahrte, daß seine Haare leise ergraut waren.

„Also, wie hoch ist Ihr Konto?“ Die Stimme des Älteren tönte aufmunternd, fast scharf.

Der junge Herr nannte eine Zahl.

Der Ältere maß ihn spöttisch: „Sie versuchen mich zu täuschen. Halten Sie uns nicht für unklug. Über Ihre monatlichen Ausgaben können wir uns kaum um fünfhundert Francs irren. Ich rate Ihnen zur Wahrheit.“

„Ich kann Ihnen nicht mehr als die Wahrheit sagen.“

„Aber bitte, seien Sie nicht so unvorsichtig! Sie wollen mich doch nicht zwingen, zu brutalen Mitteln zu greifen?“

„Was verstehen Sie unter brutalen Mitteln?“

„Nun . . . Gewalt!“ Der Ältere hatte sein Kinn etwas gesenkt und schaute sein Gegenüber ruhig und mit forschenden Blicken an.

In den Augen des Jüngeren blitzte es leise und verächtlich auf! Seine Schultern hoben und senkten sich ein paarmal. Er antwortete nichts.

„Nun, ich bitte,“ begann der Ältere wieder ermunternd.

„Sie stellen die Frage unrichtig," antwortete der Jüngere verzweifelt und gehässig.

„Wieso?"

„Ich habe gar kein Konto," äußerte er spöttisch.

„Ach, dann sind Sie eben für einen bestimmten Betrag akkreditiert."

„Das mag sein."

„Nun, das ist uns ebenso wertvoll," sagte der andere jovial, „aber ich will Ihnen über diese schmerzvolle Situation hinweghelfen. Zeichnen Sie uns einen Scheck." Er nannte einen Betrag, der fünfmal so groß war als der Betrag, den eben der junge Herr genannt hatte.

Dieser schaute etwas starr und hilflos vor sich hin: „Sie berauben mich eines Vermögens!" stammelte er.

„Sie übertreiben," antwortete der andere und legte sein Gesicht in fast kummervolle Falten. „Wenn Sie nicht Wert darauf gelegt hätten, meine Ansicht über Ihre Bankbeziehungen richtigzustellen, hätten Sie sich vielleicht ein Drittel der Summe erspart; da ich mir denke, daß Sie für einen bestimmten Betrag pro Jahr akkreditiert sind und wir erst im Monat Mai stehen, kann Ihr Konto diesen Aderlaß ertragen."

Der junge Herr überlegte: ‚Sobald ich ihm das Papier überreiche, muß ich zum Ziele kommen.‘ In Gedanken schlug er ihm schon jetzt einen wunderbar gezielten Uppercut unter das Kinn. Vielleicht gelänge es auch, den Tisch auf den Gegner zu stürzen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach war das Möbel angeschraubt. Zudem würde eine solche Bewegung Geräusch verursachen. Das war gefährlich. Es konnte sich nur darum handeln, den anderen lautlos in Ohnmacht zu bringen. Er zog sein Scheckbuch.

Der andere legte gleichzeitig einen Füllfederhalter vor ihn auf den Tisch und diktierte.

Der junge Herr beschrieb das Formular, riß es vom Block und reichte es mit der linken Hand über den Tisch. Der andere näherte sich. Da zuckte ihm wie eine züngelnde Flamme die Faust unter das Kinn. Sie hatte getroffen...

Aber der andere schwankte nicht, er schüttelte nur etwas unwillig den Kopf. Der junge Herr war sehr verblüfft. Er stand immer noch aufrecht.

„Bitte, setzen Sie sich wieder," forderte ihn der Ältere auf, der einen Schritt zurückgetreten war und den Revolver jetzt schußbereit in der Hand hielt. Er war sehr rot im Gesicht, fast aufgedunsen.

Der junge Herr setzte sich.

Der Ältere drückte auf einen Knopf. Der herkulische Neger stand in der Türe.

„Nehmen Sie diesem Herrn den Scheck ab," befahl der andere. Der junge Herr reichte dem Neger willig das Papier. Dieser verschwand.

Der ältere Herr fuhr sich mit der linken Hand über die Seidenrevers seines Frackes, als ob ihm Staub darauf gekommen wäre. Dann setzte er sich auch. Er legte die Hand mit dem Browning auf das rechte Knie und begann: „Ich muß Sie jetzt töten!"

Seine Stimme klang ruhig und klar.

Der junge Herr zuckte zusammen und riß unwillkürlich den Mund auf: „Sie werden das nicht tun."

Es war jetzt sehr still im Zimmer.

„Warum nicht?" fragte der ältere Herr.

„Weil das widersinnig, unmöglich, auch ganz unnötig wäre," stieß der Jüngere mit blutlosen Lippen hervor. „Was habe ich Ihnen getan? Ich bin einfach der Einladung dieser Dame in dieses Haus, in dieses Zimmer gefolgt. Und plötzlich standen Sie, wie aus dem Boden gewachsen da. Gut, Sie übten eine Erpressung an mir aus. Damit kann es aber doch

genug sein. Der Scheck wird eingelöst werden, in jedem Fall, seien Sie ohne Sorge. Aber was kann es Ihnen nützen, mich jetzt umzubringen?"

„Sie sind verzweifelt, ich begreife das, es muß auch sehr schwer sein, in Ihrem Alter zu sterben, aber mein Standpunkt kann leider nicht der Ihrige sein. Sie sind ein gefährlicher Mensch. Sie haben sich eben als äußerst heimtückisch erwiesen."

„Glauben Sie nicht, daß ich dies auch von Ihnen behaupten könnte?"

„O gewiß, aber in einem anderen Sinne. Es handelt sich für mich darum, Sie stumm zu machen. Wenn es irgendeine absolute Garantie unter Menschen gäbe, daß Sie uns nicht verraten würden, wäre natürlich Ihr Tod nicht nötig, aber es gibt in solchen Fällen keine absoluten Garantien, es gibt keine."

Der junge Herr hatte wiederholt den Mund geöffnet, als ob er Einsprache erheben wollte: „Aber die Polizei! Glauben Sie, daß meine Familie ein Mittel unterlassen wird, um den Mördern auf die Spur zu kommen? Bedenken Sie, ich bin der älteste Sohn!" Die Worte tönten schrill und höhnisch.

Der andere lächelte und schüttelte den Kopf: „Wer

wird denn überhaupt wissen, daß Sie ermordet worden sind? Glauben Sie nicht, daß wir die Möglichkeit hätten, Sie ganz spurlos verschwinden zu lassen? Und die Polizei? Vor ihr ist heute keinem großen Verbrecher mehr bange. Wir sind besser organisiert, haben größere Mittel zur Verfügung als das ganze internationale Detektivkorps, das sich doch nur aus mittelmäßigen Intelligenzen rekrutiert. Im übrigen haben wir noch gar nicht nötig, uns so geheimnisvoll zu gebärden. Wir werden vielleicht Ihren Kadaver für den Rest dieser Nacht und den kommenden Tag hier behalten. Dort im Nebenzimmer. Wer möchte auf die Idee kommen, Sie hier zu suchen. Morgen früh wird Ihre Anweisung bei der Bank vorgezeigt. Kein Kassierer wird Argwohn schöpfen. Denn er kennt ja Ihre Unterschrift, und junge Leute Ihrer Klasse halten sich zuweilen an Orten auf, wo es ihnen gelingt, in einer Nacht nach bürgerlichen Begriffen ein Vermögen zu verlieren. Das ist nichts Außerordentliches. In der nächsten Nacht kann man Sie ohne Gefahr irgendwo im Bois aussetzen. Wir können sogar bis dahin aus den Buchstaben dieses von Ihnen geschriebenen Schecks das ganze Alphabet Ihrer Hand-

schrift rekonstruieren. Wir geben Ihnen vielleicht einen Browning in die Hand und einen Brief in ihre Rocktasche, worin Sie Ihre Verzweiflung kundtun, weil Sie einen sehr hohen Betrag im Spiel verloren hätten. Man wird nachher in den Zeitungen von einem plötzlichen Anfall von Geistesverwirrung sprechen, der Arzt wird auf Neurasthenie diagnostizieren, und die Welt wird sich bei dem Gedanken beruhigen, daß es sich eben wieder um einen jener seltsamen, unerklärlichen Selbstmorde handle, die ja heute bei den Söhnen vornehmer Familien oft vorkommen."

„Das ist alles logisch und klar, aber Sie werden es dennoch nicht tun, Sie können es nicht tun . . ." flüsterte der junge Mensch; seine Hände irrten in ganz unwillkürlichen nervösen Bewegungen dem Tischrand entlang, er hatte Tränen in den Augen.

„Ich kann Ihnen nicht helfen," sagte der andere, trostreich wie ein Arzt. Und er setzte leise hinzu: „Glauben Sie, daß Sie der erste sind, den ich so sterben sehe?"

„Himmlischer Vater, es ist nicht möglich," stammelte wieder der junge Mensch, . . . „ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, ich kann noch nicht sterben, ich kann es noch nicht."

Der andere zog die Uhr. „Es geht schon auf drei," sagte er, „wir müssen zum Ende kommen."

Der junge Mensch neigte den Kopf und stieß wie ein Irrsinniger mit der Stirne an den Tischrand. Der Angstschweiß quoll ihm aus allen Poren. Seine Augen blickten stier.

Der ältere Herr schaute auf den Revolver nieder, der in grauem Stahlglanz auf seinem rechten Knie blinkte.

Der junge Mensch hatte den Blick erfaßt! „Gott im Himmel!" schrie er auf, „Gott im Himmel, hilf mir!" Er hatte seine Fäuste geballt, als ob er aufspringen wollte. Grell und furchtbar hallte die Stimme durch den Raum.

Eine Klingel ertönte. Aber nur ganz leise und wie durch viele dicke Wände hindurch.

Der Verzweifelte fuhr zusammen. Er horchte angespannt. Kam Rettung?

Der Ältere schüttelte den Kopf: „Es ist nichts." Es klang, als wollte er sagen: ‚Sie können mir nicht entrinnen.‘

Der junge Mensch hob die Hände: „Sie können die doppelte Summe von mir fordern, Sie können

alles ... alles von mir verlangen, nur das Leben nicht! Nur das Leben nicht." Sein ganzes Gesicht zuckte.

„Lieber Herr," sagte der andere, „das liegt nicht in meiner Hand. Es ist so bestimmt worden, daß Sie sterben müssen. Ich hätte Sie sogar im Sinne der Vernunft auf Ihre vorige Attacke hin sofort niederschießen müssen. Ich habe es nicht getan. Es war vielleicht ein Fehler."

„Aber um Gottes willen, warum?"

„Man kennt in unsern Kreisen ganz genau Ihren Charakter. Sie sind stolz, sogar rachsüchtig. Das ist alles sehr gut für einen jungen Herrn von Stand. Aber darum sind Sie gefährlich. Sie haben große Beziehungen, sind intelligent. Das alles könnte Sie — sagen wir in einer unvorsichtigen Stunde — doch veranlassen, zu handeln. In einem Augenblick, da wir nicht darauf gefaßt sind. Sie könnten uns nicht ruinieren, aber uns vielleicht schaden. Kurz: Bei Ihrer seelischen Veranlagung sind Sie für uns, solange Sie am Leben sind, eine Gefahr."

„Und als Toter?"

„Nicht mehr!"

Der junge Herr war jetzt ganz in sich zusammengesunken. Seine Kiefer klappten auf und zu. Er zitterte, bewegte den Kopf hin und her wie ein Tier, das einen Ausweg aus dem Käfig sucht.

„Ich kann Ihnen nur eine Erleichterung gewähren," sagte jetzt der ältere Herr und kniff die Augen etwas zu.

„Was für eine?" Der junge Mensch war aufgefahren, als blitzte da eine Hoffnung auf.

„Wenn Sie sich entschließen könnten, diesen Brief, der von Ihrem Selbstmord handelt, selbst zu schreiben, würde ich Ihnen gestatten, einzelne Personen, natürlich immer unter demselben Gesichtspunkte, von Ihrem Ableben zu benachrichtigen."

„Ja ... ja ... das will ich tun," stammelte der junge Herr ganz eifrig. Er besann sich eine Sekunde: „Sie haben recht, man schreibt in solchen Fällen noch Briefe. Man würde es als einen Mangel an Taktgefühl empfinden, wenn ich mich nur so lautlos davon machte. Geben Sie Papier!" Er war in einer fiebrigen Hast. In seinem Herzen jubelte er: ‚Es ist ein Aufschub. Vielleicht nur für Minuten, vielleicht aber sind diese Minuten Rettung, barmherziges Schicksal, Rettung!' In einer todesbangen Erstarrung saß er da.

Der Neger erschien wieder und brachte Papier.

„An wen wollen Sie schreiben?"

„An meine Mutter," seufzte der junge Herr. Er war jetzt ganz erschüttert und sentimental. Er redete wie aus meinem Traum heraus: „Maman werde ich schreiben: Dein Sohn ist in der Welt zugrunde gegangen." ... Er weinte jetzt wirklich. Jedes seiner Worte rührte ihn unendlich.

„Und dann?" fragte der andere. „Vielleicht ein paar Zeilen an Ihre Geliebte?"

„Ach nein," sagte der junge Herr, „sie wird sich leicht trösten. Sie kann, wenn Sie in Not kommt, ihren Schmuck verkaufen und wird damit auf Jahre hinaus versorgt sein. Aber ich denke noch eher, daß sie sich nach einem andern Liebhaber umsehen wird. Das soll ja bei Damen von dieser Art vorkommen."

Der Ältere lächelte.

Der Jüngere hob den Kopf: „Vielleicht hat sie in diesem Sinne auch schon vorgesorgt. Solche Frauen sind ja sehr praktisch, nicht wahr?"

„Das mag sein," gab der andere zu. „Ist das alles, was Sie zu äußern gedenken?"

„Einen Brief geben Sie unter Chiffre bei der Post

Rue du Louvre auf. Sie werden natürlich denken, daß er für eine Dame der Gesellschaft sei. Sie täuschen sich vielleicht nicht. Aus den Zeilen werden Sie sehen, daß ich diese Frau sehr liebte ... dann möchte ich meine beiden Schäferhunde dem Hausmeister vermachen, er hat ein Herz für Tiere, und es würde mir schmerzlich sein, wenn die beiden sofort in fremde Hände kämen ... das ist alles!" Er neigte den Kopf etwas seitwärts, als ob er jetzt einschlafen wollte.

Der Ältere legte Papier und Federhalter vor ihn auf den Tisch.

„Nun?" sagte er aufmunternd.

Da erwiderte der junge Mensch, ohne seine Stellung zu ändern: „Ich will dies alles doch lieber nicht schreiben, auch den Brief vom Selbstmord nicht; es ist vielleicht doch taktvoller, jedem einzelnen dieser Menschen die Deutung zu überlassen."

„Wie Sie wünschen," sagte der andere.

Der junge Herr schaute ihn an: „Wie unheimlich viele Falten Sie in Ihrem Gesicht haben," äußerte er.

„Sie dürfen mir glauben, daß mein Leben bisher schon unendlich viel schwerer war als das Ihre," antwortete der Ältere, „aber ich muß Sie jetzt bitten, sich

bereit zu halten. Sie haben noch zwei Minuten Zeit."

„Ich danke," sagte der junge Herr höflich. Er schloß die Augen. Ihm war, als ob der andere jetzt dieses graublinkende, etwas plumpgeformte Instrument hebe. Er sah die Öffnung des kurzen Laufes als einen winzigen Kreis auftauchen. Er wollte an irgend etwas Tröstendes denken, aber er vermochte es nicht. Sein Atem ging stoßweise, das Blut brauste. Er faltete die Hände.

Er öffnete für eine Sekunde die Lider. Da war die Hand schon erhoben. Wie ein Strom eisigen Wassers floß es über ihn. Ihm war, als ob ihm das Blut gefröre.

Der andere nickte und sagte: „Jetzt!"

„Hilfe! Hilfe!" schrie der Gefolterte und sprang auf, als wollte er dem andern an den Hals.

Da krachte der Schuß. Der junge Herr brach zusammen. Dann war es atemlos still. —

Nach einer Weile dachte der junge Herr: ‚Ich müßte ja eigentlich tot sein.' Und weiter: ‚Ich habe die Kugel genau seitlich in der Stirne gespürt.' Er versuchte zu atmen. Der Atem ging ganz normal. Er bewegte

ein wenig seinen linken Zeigefinger. Aber nur ganz leise, als dürfte er sich nicht verraten. Dann überlegte er wieder: ‚Vielleicht bin ich dennoch tot, und das alles ist eine Wahrnehmung in einem ganz neuen Zustand.'

Er öffnete nur ein klein wenig die Lider. Aber da brannte noch das weiße elektrische Licht.

Sein Gegner saß immer noch da, als wartete er. Der junge Herr schaute ihn etwas erstaunt und ungläubig an.

Da sagte der andere: „Sie haben jetzt alles überstanden!"

Der junge Herr öffnete den Mund, als wollte er eine Frage stellen.

Da fuhr der andere fort: „Sie haben mit klaren Sinnen die Qualen des Todes durchgemacht. Es kann das nicht jeder von sich behaupten. Der Eindruck ist Ihnen jedenfalls unauslöschlich.

Der junge Herr nickte ganz mechanisch.

Der Ältere sagte: „Ich entschloß mich im letzten Moment, mich mit diesem Eindruck zu begnügen. Ich schoß absichtlich neben Sie in die Wand. Aber ich weiß jetzt, daß diese Stunde für die Welt ein Ge-

heimnis bleiben wird. Ich weiß, daß Sie nie reden werden. Denn früher oder später könnten Sie uns doch nicht entrinnen. Und ich nehme an, daß Ihnen die Sicherheit für den Rest Ihres Lebens wertvoller ist als eine Aktion gegen uns, deren Resultat in allen Fällen sehr fraglich sein würde."

Der junge Herr hörte gedankenlos zu. Er war sehr blaß und noch zu erschüttert.

Der andere fuhr fort: „Ich habe vielleicht dennoch einen taktischen Fehler begangen; ich hoffe aber, daß Sie meine Menschenkenntnis nicht desavouieren werden."

„Darf ich jetzt gehen?" fragte der Jüngere, aber in einem Ton, als erwarte er immer noch das Todesurteil.

„Ich werde Sie begleiten," sagte der andere. Er läutete. Der Neger brachte die Paletots.

Die beiden durchschritten stille Gänge, stiegen Treppen hinunter, gingen dann durch einen Hof. Wieder durch ein Haus. In einem zweiten Hof, der offenbar nach einer ganz anderen Straße hin lag, stiegen sie in ein Automobil.

Sie sprachen kein Wort mehr.

Nach ein paar Augenblicken waren sie auf den Boulevards. Ringsum war all das Licht und Geräusch einer märchenvollen Nacht. Der junge Herr lag in die Polster zurückgelehnt und hielt seinen Chapeau claque auf den Knieen. Er war noch ganz starr und dachte: ‚Wohin fahren wir denn jetzt?‘

Da stoppte das Auto. Der Ältere öffnete das Coupé: „Wir sind vor Ihrer Wohnung!“

„Ich danke,“ sagte der Jüngere und stieg aus. Dann stand er auf dem Trottoir und sah der Limousine nach, die sich mit einem leichten Ruck in Bewegung setzte und in die Nacht hineinfuhr.

„O du liebes Leben!“ stammelte er. Es jauchzte, stürmte in ihm wie in einem vom Tode Erstandenen. Er war ratlos in seiner Freude und starrte, noch etwas verwirrt, zu dem geröteten Nachthimmel auf.

Boxkampf

Als Dixie auf den Ring geklettert war, sah er den Zirkus schwarz von Menschen. Bis hinauf unter das Dach war Körper an Körper gedrängt, Kopf auf Kopf geschichtet. Ringsum tönte ein Summen von Stimmen, das in dem Riesenmaß der Halle drohend zu mächtigen Wellen anwuchs und erst jetzt, wie er mitten auf der von weißen Seilen umspannten Estrade stand, langsam abschwellend verstummte.

Dixie hob den Blick und starrte eine Sekunde lang in die Lampen des Kinematographen, die er dicht vor den Augen hatte, und die mit ihrem fahlen Quecksilberlicht den Boden der Estrade, die tausend Gesichter deren, die jetzt den Ring umdrängten, die weißen Hemdbrüste der befrackten Herrn, die leuchtenden Abendkleider der Damen, die alles in eine so grünliche gespensterhafte Atmosphäre eintauchten, daß die Köpfe wie patinierte Bronze blinkten, die Schultern und die

entblößten Hälse der Frauen in ihrer Nacktheit seltsam statuenhaft wirkten und auf ihrer in unwirklichem Scheine strahlenden Haut die Edelsteine wie auf etwas Totem und Bemaltem in stillem Feuer blitzten.

Auf den Galerien begannen ein paar Menschen zu klatschen, und gleich darauf fiel ein ganzer Chor ein. Die im Parkett und alle, die rings im Kranz der Loge saßen, schauten mit gespannten und doch noch indifferenten Blicken herüber.

Dixie drehte sich zu Will Eakins, seinem Trainer, der ihm gefolgt war, um und verzog sein breites Negergesicht und seine wulstigen, dicken Lippen zu einem gutmütigen Lächeln. Dann dankte er der Galerie für den Applaus mit einem leichten Neigen des Kopfes. Er wandte sich nach der Ecke der Estrade, wo ein Stuhl für ihn bereit stand. Schon waren auch seine Soigneure mit Kesseln, Flaschen und Becken auf den Ring geklettert.

In diesem Augenblick war es, als ob die Woge des Lärmes wieder unterbrochen würde.

Will Eakins sagte nur leise: „Sidney . . .“

Da war Sidney Kay auch schon auf dem Ring. Groß, pompös und herausfordernd stand er da. Mit

den Händen hielt er sein blau gestreiftes Peignoir vorn zu, und seine gequetschte Nase witterte ganz merkwürdig forschend in der Luft, als wüßte er nicht ganz genau, ob der Gegner auf dem Ring oder in der Gestalt der vieltausendköpfigen, gierigen, die brutale Orgie erwartenden Menge zu suchen sei. Sidney Kay hatte in dieser Stellung die spähende Geste des Naturmenschen, vielleicht auch die des lauernden, kampfbereiten Raubtieres; und als ob die Masse die darin gezeigte mißtrauische Verachtung und Herausforderung belohnen wolle, brach sie in einen stürmischen Beifall aus.

Sidney bewegte kaum den Kopf, als er dankte, aber es war, als ob eine starke Spannung, die rings um seine Augenhöhlen gelagert gewesen war, sich jetzt gelöst hätte. Er wandte sich zu Dixie um und nickte nicht ohne Herzlichkeit.

Dixie behielt ihn einen Augenblick im Auge. Er war fast geistesabwesend. Dann dachte er: „Ich muß mich auf meine Linke verlassen.“ Und in seiner Phantasie führte er einen furchtbaren Stoß gegen Sidneys Kinnlade. Zugleich hörte er die Stimme von John Gorham, seinem New Yorker Impresario. Dieser

stand unten mit einem Redakteur vom „L'Auto" und sagte: „Er wiegt zwei Kilogramm weniger als Sidney ... but he is as clever as the other in fighting ..." Die erste Hälfte des Satzes hatte John Gorham französisch gesagt. Er sprach, wenn er erregt war, in allen Sprachen.

Hinter Sidney stand jetzt Burton Cow, sein Trainer. Er sagte ihm etwas ins Ohr. Sidney lachte. Dixie war es, als könnte es sich nur um die Wetten handeln. Jetzt ließ sich auch Will Eakins von Gorham etwas zuflüstern. Dann kam er heran und sagte: „Du stehst fünf ... Sidney aber drei zu eins ..."

Dixie antwortete ganz mechanisch: „Ich habe auch weniger Gewicht ..."

„It's no matter," sagte Will Eakins. Er schien aber doch etwas besorgt zu sein. Die beiden Kämpfer hatten sich auf ihre Stühle gesetzt und ließen sich die Handgelenke bandagieren und die Boxhandschuhe darüber ziehen.

In ein paar Augenblicken war der Ring geräumt. Die Soigneure hatten ihre Kessel und Becken in den Ecken aufgestellt und lagerten dahinter wie eine dunkle aufgehäufte Masse, die jeden Moment bereit war, mit katzenartigem Sprung auf die Estrade zu klettern.

Jetzt entblößten sich die beiden Neger. Sie waren nackt bis auf die kurze seidene Hose.

Als Sidney Kay sein Peignoir von den Schultern gleiten ließ, ging eine Welle des Erstaunens durch das Volk.

Sidney zeigte seinen gigantischen, trainierten Körper, auf dem die Muskeln wie harte mächtige Knorpel heraustraten, mit jenem gutmütigen Vergnügen eines Fechters, der weiß, daß sich seine Chancen vorläufig noch von Augenblick zu Augenblick verbessern. Dixie hatte weniger die Fähigkeit, zu verblüffen. Das einzige Außerordentliche an ihm war, daß sein glattrasierter Kopf durch eine gewisse schmale Struktur sehr klein zu sein schien. Das gab den Eindruck, als ob seine Schultern plötzlich in die doppelte Breite wüchsen. Sonst waren sein Rücken und die Arme fast ganz glatt, doch hatten die letzteren eine abnorme Länge.

Jetzt ertönte der Gong. Der Speaker schrie: „Erste Round ...“

Die beiden Gegner gaben sich die Hand und traten zurück. Dixie machte auf der Brust und der Stirne das Zeichen des Kreuzes.

Jemand lachte. Aber es galt jetzt Ernst. Die beiden Boxer gingen langsam und spähend aufeinander los. Sidney attackierte sofort und versuchte einen „Direkt“ in der Richtung der linken Kinnlade. Aber Dixie hatte blockiert, ripostierte jedoch sogleich und streifte den andern an der Stirn. Er schien ihm die Haut etwas geschürft zu haben, denn Sidney fing an zu bluten. Die Zuschauer waren noch unaufmerksam und begleiteten mit allerlei Reden diese Präliminarien des Kampfes. Man empfand, daß sich beide noch zurückhielten, um sich kennen zu lernen. Man diskutierte die große Spannweite von Dixies Schlag. Aber Sidneys Schädel war wie aus Granit und gegen Schläge fast unempfindlich. Nur die Partien um die Augen und die Kinnlade waren schwach. Dazu besaß der Australneger eine gute Technik und tobte, wenn er ganz in Form war, wie ein Orkan. Dixie gelang es auch bis zum Schluß nicht mehr, ihn zu berühren. Dafür erhielt er einen leichten Schlag in die Flanke.

Wieder erklang der Gong. Die ersten drei Minuten waren um.

Dixie begab sich auf seinen Stuhl und ließ sich von

den Soigneuren Luft zufächeln. Aber er war noch kaum in Schweiß. Er sah zu Sidney hinüber, der zurückgelehnt dalag und sich von Burton Cow ein Pflaster auf die Stirne kleben ließ. Dixie schloß die Augen. Das Licht des Kinomatographen blendete doch sehr unangenehm. Er dachte eben daran, daß ihm der Kellner im Café an der Place Blanche heute früh ein falsches Fünffrancstück gegeben hatte.

Da rief der Speaker die zweite Round aus.

Dixie erhob sich. Sidney Kay kam ihm munter und elastisch entgegen. Dixie dachte: „Jetzt beginnt der Tanz ...“ Sidney versuchte sofort Dixies Garde zu durchbrechen, aber Dixie hatte erst blockiert, traf jedoch gleich darauf Sidney in der linken Gesichtshälfte. Sidney rührte sich nicht, nur seine Augen schienen darob etwas verwundert zu sein. Er drang vor, wollte zu einem „Direkt“ mitten ins Gesicht ausholen, Dixie parierte spontan, hatte aber fast zugleich die rechte Faust des anderm unter dem Kinn, daß ihm die Zähne knirschten. Dieser Uppercut wurde von der Galerie stürmisch applaudiert. Aber schon rächte sich Dixie durch einen furchtbaren Schlag in die linke Flanke, so daß Sidney, der zugleich in die Magen-

gegend getroffen war, während einer Sekunde leicht schwankte.

Es war plötzlich ziemlich still geworden. Zum erstenmal war allen blitzartig eine beklemmende Spannung wie ein Schauer über die Haut gerieselt. Wäre der Schlag noch um eine Nuance mehr nach vorn plaziert gewesen, so hätte er den Magen getroffen, und Sidney hätte ohne Atem am Boden gelegen. Dixie war auch schon in seine Blockade eingedrungen, und sie rangen Körper an Körper. Die stahlharten, trainierten Arme glitten wie bronzene Schienen aneinander auf und ab. Dazu schwankten die Fäuste in den großen Boxhandschuhen wie groteske Kolben in der Luft. Da der Clinch zu lange währte, wollte der Arbiter die beiden eben trennen, als sie sich von selbst lösten und Sidney seinem Gegner im letzten Moment noch einen Stoß auf die rechte Kopfseite versetzte, daß sich der Kopf wie ein umgewendetes Blatt auf die Seite legte.

„Bravo . . . bravo . . .!“ klatschte das ganze Parkett. Manche waren aufgestanden, als wäre man schon bei der Entscheidung. Der Schlag war eine furchtbare Revanche. In demselben Augenblick war die Round um.

Man atmete auf.

Als Dixie zu seinem Stuhl zurückging, war ihm, als hätte er Eisumschläge auf der ganzen rechten Gesichtshälfte. So sehr brannte die Haut. Die Soigneure standen auch schon da und schwenkten, um ihm Kühlung zu bringen, ihre großen weißen Tücher wie Verrückte. Andere massierten ihm die Brust und die Beine. Will Eakins rieb ihm die Wange mit Öl ein und sagte: „Das Ohr ist unten zerrissen und schwillt auf ..." Dixie war es auch, als ob ihm jetzt das Blut den Hals entlang ränne.

Da stand auch schon Gorham vor ihm. Er schien gar nicht ängstlich zu sein, als ihn Dixie mit einem fragenden Blick streifte. Er versuchte zu lächeln und sagte: „Der Swing in die Flanke hat Eindruck gemacht."

Der Arbiter schritt in der Mitte der Estrade auf und ab und zeichnete die Schläge der vergangenen Round mit schwarzen Punkten auf das Körperschema der beiden Kämpfer ein.

Gorham trat zu ihm und meinte: „Es wird Matsch nul werden." Es klang wie eine Frage.

Der Arbiter steckte die Papiere in die Schoßtaschen seines Frackes und sagte: „One never knows."

Schon stand wieder der Speaker auf der Estrade. Die dritte Round begann Sidney schien sich von seinem Schlag erholt zu haben. Mit gespannten Muskeln und Nerven kam er lauernd auf seinen Gegner los. Dixie empfing ihn mit einem Schlag unter das Kinn, daß Sidneys Kopf mit einem Ruck in die Höhe fuhr. Das schien den sichtbar zu reizen. Er verzog sein Gesicht, schnitt eine scheußliche Grimasse und drang auf seinen Gegner ein. Wieder waren sie Corps à Corps. Sidney suchte seine Rechte frei zu bekommen, um den vorigen Stoß auf die linke Kopfseite zu wiederholen. Dixie mühte sich ab, die Flanke seines Gegners zu entblößen. Der Arbiter umkreiste die beiden mit atemloser Wachsamkeit. Will Eakins lag mit dem halben Oberkörper auf dem Ring, als fürchtete er irgend etwas Unheimliches. Aber es geschah nichts. Die Round schien ohne Zwischenfall zu Ende zu gehen, als Dixie, fast unerwartet, eine Finte schlug, die auf den Magen zielte, sich zugleich aber aufreckte und Sidney mit einem Stoß mitten ins rechte Auge traf.

„Ins Auge getroffen ... ins Auge ...“ heulten sie von den Galerien.

Sidney bewegte nur den Kopf, als ob er irgend

etwas abschütteln müßte. Aber man sah sofort, wie das Auge aufschwoll. Wie ein rasender Stier ging er jetzt mit geducktem Nacken vor. Aber Dixie schlug ihm unter das Kinn, wieder ins Auge, dann einen „Direkt" ins Gesicht, daß Sidney den Kopf zurückbog und unwillkürlich die Zunge herausstreckte.

„Bravo . . . bravo, Dixie . . .!" brüllten die Galerien. Im Parkett standen sie auf und klatschten. Aus den Logen flogen Rosen auf den Ring. Die Round endete mit einem großen Vorteil für Dixie.

Sidney lag in der Zwischenpause mit geschlossenen Augen auf dem Stuhl, während ihm Burton Cow Eis auf die geschwollene Augenhöhle legte und die Soigneure einen nassen Schwamm über seinem Schädel ausdrückten, daß ihm das kalte Wasser in den Nacken lief.

„Es ist nichts . . . gar nichts . . ." flüsterte Sidney, während sich Burton Cow über ihn gebeugt hatte, ihm wie einem Pferd die beiden Kiefer voneinander klappte und die Zähne inspizierte.

Aston Lee, der Manager, stand vor ihm und sagte: „Er schlägt sicher, aber nicht stark . . . er wird sich ermüden . . ." Es sollte wie ein Trost klingen. Sidney

lag noch bis zur Eröffnung der Round in derselben Stellung da, während vor ihm die Neger die weißen Tücher schwenkten.

Als der Speaker schon wieder auf die Estrade kletterte und nur auf das Zeichen von William Lannes wartete, der auf den Chronometer starrte, sagte Aston Lee, während er scheinbar zur Galerie hinaufsah: „Du mußt näher an ihn herankommen. Körper an Körper mit ihm sein. Was nützen dann seine langen Arme?"

Sidney öffnete die Augen und schaute ihn starr und leer an, ohne zu antworten.

Die vierte Round begann. Es schien, als ob Sidney mit den Ellbogen und den Knieen schlagen wollte. Wie ein Zyklon kam er daher. Etwas Übermenschliches war im Ansturm des Giganten. Corps à Corps schoben sie sich gegenseitig hin und her. Zuweilen sah es aus wie ein Ringkampf. Sidney schlug in die Nieren. Versuchte von hinten Schläge in den Nacken. Dixie hatte den Kopf geduckt und fast in des andern Achselhöhle gelegt. Er gab acht auf die Flanke. Er hörte hinter sich den Tritt des Arbiters, wollte zurücktreten und zugleich mit großer Kraft den andern unter das Kinn stoßen, als ihn Sidney von oben mit einem

Schlag traf, der von der Stirne über die Nase entlang dahinfegte und ihm die ganze Gesichtshaut aufriß. Dixie taumelte zurück, sein ganzes Gesicht schwamm in Blut. Aber er war nicht weiter verletzt. Nur die Unterlippe mußte einen leichten Riß haben. Während er aufschaute, sah er schon wieder Sidneys Rechte wie einen großen Kolben von unten kommen, der ihm den Rest geben sollte. Er schlug den Arm seitwärts und traf den andern wieder in dasselbe Auge, daß es klatschte. Aber Sidney hielt diesmal unbeweglich still.

Fast zugleich tönte der Gong. Als Dixie sich umdrehte, sah er, wie man ringsum Programme und Taschentücher schwenkte. Ein Hagel von Blumen kam wieder auf die Estrade. Das Geschrei war so groß, daß einzelne Rufe kaum zu unterscheiden waren.

Will Eakins lief Dixie entgegen und wollte ihn umarmen. Sie wuschen ihm das Gesicht ab und betupften es mit Jodoform. Seine dunkle Haut war plötzlich ganz gelb. Zugleich mußte er mit verdünntem Alkohol den Mund ausspülen. In einem großen Bogen spuckte er die Flüssigkeit in ein Becken, das ihm ein Soigneur hinhielt. Dixies Augen waren hell, nur etwas fiebrig.

Als der Speaker die fünfte Round ausrief, war es

schon sehr still. Man wartete auf irgendeine Überraschung. Sidneys rechtes Auge war hoch aufgeschwollen und vollständig geschlossen. Dixie ließ den andern herankommen. Er dachte: „Ich muß ihm jetzt das andere Auge schließen." Er fühlte sich kühn, fast siegesbewußt. Sidney Kay hatte mit seinem aufgedunsenen Auge ein trauriges, fast komisches Gesicht. Wie eine groteske Beule verband die Geschwulst die rechte Wange mit der Stirn. Er sah trotz seines herkulischen Leibes trostlos und unsicher aus.

Aston Lee stand jetzt neben dem Redakteur von „L'Auto". Er sprach, aber sein Mund bewegte sich kaum. Er starrte unverwandt auf Sidneys Beinbewegungen, dann hinüber zum Apparat des Kinematographen, der seinen Film in einförmiger Regularität abrollte.

„Wie groß ist die heutige Abendeinnahme? . . ." fragte Lee den Redakteur und ließ seinen Blick über diese ganze summende und wogende und bis unter das Dach aufgestapelte Menge schweifen.

„Ungefähr achtundneunzigtausend Francs . . ." antwortete der Redakteur, der jede Bewegung auf dem Ring notierte. Ganz leise sagte er darauf: „Ich

hätte nicht geglaubt, daß Dixie so viel Chancen hätte ..."

Aston Lee wollte ein Glas Kognak mit Selterwasser von einem Tablett nehmen, das ihm ein Boy hinhielt, als ein Schrei durch die Massen ging. Oben schwankte Sidney Kay, die Hände in der Luft, und jetzt sank er mit einem dumpfen Fall, als ob er vollständig in sich zusammenbrechen wollte, in die Knie.

„Knock down ..." schrie irgend jemand. Dann war es totenstill.

„In den Magen getroffen ... in den Magen ..." erklärte eine andere Stimme. Es klang so fern, als ob es auf der Galerie wäre, und dennoch hörte man in der Stille jede Silbe deutlich.

Aston Lee hastete dem Ring entlang und suchte Burton Cow. Es waren kaum drei Sekunden vergangen. Burton Cow hielt mit einer Hand das Seil der Estrade, mit der anderen den Schwamm: „Er hat keinen Atem ..." wimmerte er und schaute Aston Lee wie ein Irrsinniger ins Gesicht.

Dieser dachte: ‚Wir verlieren in diesem Augenblick fünfzigtausend Francs ...' — „Wir geben nicht auf ..." sagte er, kurz und knapp. Er fühlte, wie ihm die

Kniee zitterten und ihm der Schweiß über den Rücken rann.

Oben stand der Arbiter über Sidney Kay gebeugt, sah ihm in seine starren, gläsernen Augen und zählte eben: „six . . . seven . . .“ als Sidney wieder die Hände hob und langsam wie ein Betrunkener tastete, den linken Fuß aufstützte und plötzlich aufrecht stand.

„Bravo . . . bravo . . .“ heulten seine Anhänger. In der Angst und dem Entsetzen schwollen die Stimmen zu einem Orkane, so stark, als ob die Halle bersten sollte.

Dixie, der mit schweißübersträhntem Gesicht am Seil gelehnt hatte, kam jetzt näher. Seine Augen suchten nach Sidneys Blick. Sidney war unsicher, als ob er den letzten Streich empfangen wollte. Dixie hob schon den Arm und deckte sich mit der linken Faust das Gesicht.

Da tönte der Gong.

Wieder stieg ein Schrei auf. Grenzenlos und jubelnd. Sidney hatte jetzt fünf Minuten Zeit, sich zu erholen.

Aston Lee fühlte Burton Cows Hand wie eine Eisenzange um seinen Arm: „Nichts verloren . . . nichts . . .“ stammelte er, und sein ganzes Gesicht zuckte.

Dixie lag auf seinem Stuhl und ließ sich Luft zufächeln, während er hinübersah, wie sich alle fieberhaft um Sidney bemühten. Man wusch ihn mit Essenzen, führte ihm Sauerstoff zu, massierte seinen Körper ... alles zu gleicher Zeit in einem verzweiflungsvollen Kampf.

Will Eakins stand vor Dixie und war enttäuscht. Auch Dixie war niedergeschlagen. Er fühlte sich sehr müd. Und der Sieg war so nah gewesen. Noch ein paar Sekunden, und Burton Cow hätte den Schwamm in die Höhe geworfen und aufgegeben. Dixie empfand, wie ihn aus dieser Enttäuschung heraus eine merkwürdige Unsicherheit überfloß. Er war abergläubisch. Er hatte vor einem Jahre in Chicago eine ähnliche Szene mit dem Kanadier John Hay erlebt und war nachher in der zwölften Round geschlagen worden. Dixies Blick schweifte seitwärts ab, als ob er irgendeinen Ruhepunkt finden müßte.

Da stand hart an der Rampe Ethel Dodge. Sie hatte eine Perlenschnur dreifach um ihren schlanken hohen Hals geschlungen. Sie klatschte in ihre schmalen brillantberingten Hände, öffnete ihre etwas zu breiten, aufgeworfenen Lippen, lachte mit ihren weißen, gesunden Zähnen und flüsterte mit ihrer vibrierenden,

launenhaften und wiederum verheißenden Stimme: „Well done ... well done ...“

Und Dixie, der Riese, fühlte sich schwach unter diesem Blick, ein fast schmerzhaftes Fiebern floß ihm über die Haut. Und er sah plötzlich einen unauslöschlichen Augenblick aus seiner Kinderzeit, da ihm im Zentralpark ein Lakai ins Gesicht schlug, weil er den Spielball eines blonden weißen Mädchens mit seinen bronzebraunen Händen aufgefangen hatte. Und da war jetzt Ethel Dodge, die Tochter des Maklers aus der West Seventy-fife Street, ein Luxuswesen von derselben Rasse, die ihn während seines ganzen Kindesalters getreten und als ein Halbtier behandelt hatte, und sie klatschte ... Ethel Dodge applaudierte, mit einer seltsam begeisterten Gier im Blick. Dixie empfand die Gewalt einer würgenden Wollust im Herzen. Immer, wenn Ethel Dodge ihn anstarrte — und sie trat bei jedem spannenden grausamen Match, zuletzt, vor der Entscheidung, an den Ring, — immer beugte sich da Dixies Kraft und Gefühl vor diesem Blick wie vor etwas Furchtbarem und Himmlischem zugleich.

Er drehte den Kopf nach ihr hinüber, lächelte leis und etwas einfältig wie ein großer Knabe.

Da klang der Gong. Dixie erschrak fast. Sidney kam ihm schon entgegen, als er aufstand. Er schien noch müde, geknickt.

Will Eakins sagte unten zu Gorham: „Er wird die ganze Round blockiert haben . . .“

„Possibly . . .“ Gorhams Stimme klang ärgerlich und enerviert.

Dixie stand jetzt hart vor Sidney. Es galt die letzte Attacke. Sidney hatte den Oberkörper etwas vorgebeugt. Dixie dachte: „Er versucht einen Clinch . . .“ Dixie wollte ihm unter das Kinn schlagen, Sidney wich aus, ripostierte aber nicht. Er schien zu schwach zu sein.

Da erfaßte Dixie ein wunderbarer, triumphierender Stolz. Wie ein Matador dem todwunden Stier entgegentritt, scheinbar wehrlos und alles auf einen einzigen Stoß abstellend, so trat er seinem Gegner gegenüber. Tausende hielten den Atem an. Tausende erwarteten den Schlag.

Er ließ den linken Arm sinken, als zwänge ihn Sidney nicht einmal zu einer Parade. Spähend neigte er sich ihm entgegen, als suchte er den Ort und sein Ziel in des anderen Gesicht . . .

Was jetzt geschah, war mehr als ein Wunder.

Sidneys Rechte fuhr ihm wie ein geschleuderter Stein in die Augen. Dixie riß den Mund auf, er sah Feuer, Flammen sprühten ihm aus den Pupillen, ringsum lohten weiße blendende Sonnen ... da traf ihn Sidneys zweiter Streich, hinten, fast am Ohr, da wo der Unterkiefer die Biegung nach innen macht und nur lose im Gelenk hängt ... Dixie überschlug sich und fiel rücklings auf die Estrade ...

Der Arbiter zählte nicht mehr, man rief nach dem Arzt.

Das ganze Volk aber umarmte sich und schrie wie eine wahnsinnige, verzückte Bestie. Zwei Soigneure hoben Sidney auf die Schultern.

Dixie erwachte nach ein paar Minuten, als man ihm Kampher eingespritzt hatte. Er hatte den ganzen Mund voll Blut. Das Gesicht war gedunsen und zerquetscht wie ein Brei.

Der ganze Zirkus war in gespannter Erwartung aufgestanden. Dixie bewegte seine linke Hand, zum Zeichen, daß er lebe.

Da brach ein neuer Sturm los. Tosend und wie ins Unendliche verhallend.

Dixie neigte seinen Kopf in John Gorhams Schoß wie ein sterbender Fechter. Vor ihm an der Estrade stand Ethel Dodge. Etwas entsetzt und etwas neugierig. Und als Dixie wieder den Kopf hob, hatte er ein leises Lächeln um den Mund, als ob er stolz wäre, vor dieser weißen, grausamen Menschheit zu bluten und durch dieses Blut sich und seine Rasse rehabilitiert zu sehen.

Der Fall der Madame H.

Der Fall der Madame H. ist nicht nur um seiner Kuriosität willen geeignet, eine Mehrzahl von Menschen nachdenklich zu stimmen, sondern es liegt in ihm, besonders in der bluteinfachen Tatsächlichkeit, in der er sich abspielte, eine etwas groteske Art von paradoxer Lebensweisheit, die sogar einer scheuen und unterdrückten Tragik nicht entbehrt. Dennoch wird man im folgenden nicht etwa große und verblüffende Ereignisse erfahren, sondern nur einen Ausschnitt aus dem Leben einer einfachen, bürgerlichen und bescheidenen Frau betrachten, die an sich weder den Wunsch noch die Leidenschaft hätte, eine weithin sichtbare Rolle zu spielen.

Im Jahre 1908 vermählte sich Marie Anne Léonard, die Tochter des M. Vincent Léonard, eines Angestellten der Société Générale, mit M. Martin Huet, einem Angestellten desselben Bankhauses. M. Vincent Léo=

nard hatte mit seinem Schwiegersohn etliche Jahre im gleichen Bureau, am gleichen Pult gearbeitet und in ihm während dieser Zeit einen tüchtigen und sparsamen Menschen kennen lernen, der sich schon früh zu einer sehr achtbaren Stellung emporgearbeitet hatte, und der alle Eigenschaften besaß, die sich ein auf das Praktische bedachter Pariser Kleinbürger für seinen Schwiegersohn erwünschen kann. So war denn eine selbstverständliche und kluge Ehe geschlossen worden. Marie Anne liebte ihren Gatten nicht aus irgend einem klaren, äußeren Grunde, der etwa die Eigenschaften seines Körpers und Geistes betroffen hätte, auch nicht aus einem tieferen mystischen Triebe, sondern Martin Huet bedeutete für sie ein paar Jahre lang einfach die Institution des Gatten, den man zu schätzen hat, weil er eben als Person geschätzt werden muß, was bei einer nicht allzu temperamentvollen Veranlagung der Frau und einer Durchschnittsbegabung des Mannes sogar einer Pariserin nicht besonders schwer fällt.

Der Haushalt war also im allgemeinen recht glücklich. Kinder wurden keine geboren, und die beiden konnten die kleinen Vergnügungen der Vorstadt in Muße genießen, an einem Tag der Woche ins The-

ater und nachher für eine Stunde ins Café zum Konzert gehen und jeden Monat an einem Abend Gäste empfangen. Nichts hätte die Harmlosigkeit dieses Ehepaares gestört, wenn sich nicht Martin Huet, der jetzt Anfang der Dreißig stand, im Laufe der Jahre, dank der Pflege seiner kleinen, praktischen Frau aus einem Durchschnittsjunggesellen zu einem auffallend hübschen Mann ausgewachsen hätte, dem die Kokotten auf den Straßen und in den Cafés Augen machten, und auf dem oftmals der träumerische Blick eines jungen Mädchens oder einer verheirateten und libertinen Dame ruhte.

Marie Anne empfand diesen Zustand zunächst nicht ohne Stolz. Sie hätte auch weiter nicht an eine Gefahr gedacht, wenn nicht einer jener Zufälle, die in solchen Umständen oft eine Rolle spielen, sie aufgeklärt hätte.

Sie eilte eines Abends in der Dämmerung, in der letzten Minute vor dem Diner, nach einer Konditorei, um das Dessert einzukaufen, als ihr Martin Huet, eine elegante brünette Person am Arm, in einer Nebenstraße begegnete und, ohne sie zu sehen, gleich einem Grandseigneur an ihr vorbeischritt.

Sie war zu Tode erschrocken und außerdem von so furchtsamem Charakter, daß sie es nie gewagt hätte, ihm eine Szene zu machen. Was ihr aber von dem ganzen Vorfall in besonders demütigender Erinnerung blieb, war nicht allein die Tatsache der augenscheinlichen Untreue ihres Gatten, sondern vor allem der innere Grund dafür, den sie in dem Kontrast zwischen ihrem einfachen hausfraulichen Wesen und dem pompösen Aufwand dieser Person erkannte. Sie fühlte dabei den ewigen, für so viele Frauen schmerzlichen Gegensatz zwischen ihrem durch das normale Dasein bedingten bescheidenen Äußern und der Existenz einer Rivalin, die sich keiner anderen Pflicht widmete als dem Vergnügen und der Verführung, und die sie darum natürlicherweise an äußerem Glanz und an Kraft der Versuchung überstrahlte.

Andrerseits war aber Marie Anne so weit Pariserin, daß sie in diesem einen, für sie konstatierbaren Fall der Untreue kein unheilbares Vergehen und Verbrechen sah; und da sie außerdem eine kluge Frau war, beschloß sie still und tapfer den Kampf aufzunehmen gegen all das Fremde und Schreckliche, das sich in ihre Ehe einzudrängen suchte. Sie wäre viel-

leicht auch geneigt gewesen, Martin Huet diese oder jene Passade zu verzeihen; wovor sie aber eine unsägliche Angst empfand, war dies: daß er sich dauernd in eine solche Person verlieben könnte, weil das für sie nicht nur der Anfang tiefer seelischer Qualen, sondern auch ein Grund zu großen Befürchtungen für die glückliche äußere Fortdauer ihre Ehe geworden wäre.

Zunächst versuchte sie Martin maßlos zu verwöhnen, um ihm so den Unterschied zu zeigen zwischen ihr, die sich in Liebe und Selbstlosigkeit um ihn bemühte, und einer Frau, die nur darauf bedacht war, seine Schwäche auszunützen. Sie war aber auf ganz falschem Wege, da sie nicht erwog, daß der Mann aus Veranlagung undankbar und bei großem Behagen des Körpers noch eher zu Abenteuern geneigt ist. Da wandte sie ein anderes Mittel an. Sie begann mit Martins Freunden zu kokettieren, um seine Eifersucht zu reizen. Er war darüber wohl zuerst erstaunt, beruhigte sich aber bald, denn Marie Anne gehörte zu den Frauen von so augenscheinlich bravem Gemüt, daß es ihr einfach unmöglich war, ein Laster glaubhaft zu machen.

Schließlich dachte sie an allerlei Künste der Verführung. Sie wollte für ihren Gatten reizvoller, verlockender werden; sie wollte selbst die Allüren eines Weibes bekommen, das anzieht, umgarnt und bezaubert. Aber trotzdem sie darin nicht wenig Talent zeigte, stand sie doch bald vor einem unbesiegbaren Hindernis. Sie sah ein, daß ohne irgendeinen Aufwand von Luxus das Ziel nicht zu erreichen war, da die Schönheit und jeder Schmuck des Körpers vor allem auch aus einer Fülle materieller Möglichkeiten und Freiheiten entspringt; kurz: es war ihr bei ihren monatlichen Einkünften einfach nicht möglich, so elegant zu sein, daß sie ihrem Manne den Unterschied zwischen einer gut gekleideten Frau und einer Kokotte hätte zeigen können. Das schmerzte sie unsäglich, da sie zugleich wohl bedachte, daß Martin, je mehr ihm das Abenteuerliche und Extravagante zur Gewohnheit würde, um so schwerer zurückzugewinnen sei.

Aber es mußte um jeden Preis Rat geschaffen werden. Tage und Wochen zermarterte sie sich das Gehirn, ohne einen Ausweg zu finden. Denn die Quellen, woraus sich die Frau eines Bankbeamten, der noch ein wenig zur Gesellschaft gehört, ohne sich herabzusetzen,

Einkünfte verschaffen kann, sind leider nicht sehr zahlreich. Vor allem sah Martin die Nötigung für verschiedene solcher Vorschläge nicht ein, und Marie Anne begriff auch, daß irgendeine anstrengende Tätigkeit ihrem Aussehen schaden und den Erfolg ihres Unterfangens völlig vereiteln würde.

Sich einen Liebhaber zu nehmen, daran dachte sie lange nicht. Als ihr aber der Gedanke auftauchte, hatte sie vorher schon alle anderen Auswege als derart ungangbar erkannt, daß dieser eine für sie der einzige blieb. Trotzdem ihr die Idee anfänglich ungeheuer merkwürdig erschien, befreundete sie sich doch bald mit ihr, und sie empfand nicht einmal erhebliche Gewissensbisse, da sie die ganze Situation ja gar nicht vom Standpunkt der Leidenschaft aus betrachtete, sondern rein aus dem Eifer, ihren Mann zurückzuerobern.

Als sie jedoch zur Ausführung ihrer Absicht kommen wollte, fand sie ihre Situation plötzlich sehr schwierig. Wenn es nämlich auch in Paris für eine Dame der Aristokratie oder für eine ganz gewöhnliche Person nicht schwer ist, einen Geliebten zu finden, war es doch für Marie Anne, und besonders bei dem vor-

gesteckten Ziele, ungeheuer kompliziert, zu ihrem Ziele zu kommen. Sie mußte sich ganz auf den Zufall verlassen.

Da es ihr nur nachmittags möglich war, von Hause abwesend zu sein, versuchte sie es mit Promenaden in den Warenhäusern. Das führte zu keinem Resultat, denn in Paris gehen Kavaliere selten in Warenhäusern spazieren. Zu den Rennen oder an andere Vergnügungsorte allein zu gehen, war für sie unmöglich. Eine Zeitlang besuchte sie die Museen. Aber da traf sie nur summarisch genießende Fremde, armselige Kopisten und hie und da einen Bettler oder Invaliden, der auf einem rotgepolsterten Diwan seinen Mittagschlaf hielt. Darüber war ein ganzer Sommer vergangen. Sehr oft versuchte natürlich irgendein Herr sie auf der Straße anzureden; dann aber wandte sie sich immer in einem großen Schreck ab und flüchtete.

Ihr Gram wuchs von Woche zu Woche. Martin Huet schien sich mit einem Ladenfräulein liiert zu haben, er war zwar stets gütig und um Marie Anne besorgt, aber sichtbar nicht mehr im Banne ihrer Sinne.

Da half ihr eines Tages ein Zufall. Sie wollte

eben an einem Novembertag bei dem Postbureau gegenüber dem Senatspalais einen Brief einwerfen, als ein Fremder sie nach dem Weg fragte, oder so tat, als ob er eine Auskunft nötig hätte. Er war leidlich elegant, und sicher allem Anschein nach von anständigem Gemüt. Die beiden kamen ins Gespräch, und Marie Anne wagte es, mit ihm in eine nahe Konfiserie zu gehen, wo sie eine Schokolade tranken. Nachher trafen sie sich noch wiederholt zur Schokolade, ohne daß sich irgend etwas verändert hätte.

Eines Tages aber lud sie der junge Herr zu sich in seine Wohnung ein, die in einem ganz andern Stadtteil lag. Es war ein Rez-de-chaussée in der Avenue Marceau in der Gegend nach dem Pont de l'Alma hin.

Marie Anne empfand seltsamerweise keine besonderen Herzbeklemmungen, als sie eines Nachmittags an der Tür der kleinen Junggesellenwohnung läutete. Als ihr der junge Herr selbst öffnete, trat sie lächelnd in einen etwas schmalen, aber behaglich warmen Korridor, der nach vorn in ein schönes, weites Schlafzimmer mit einem breiten Himmelbett, nach hinten in einen ebenso schön möblierten Salon mündete. In der Mitte dieser

beiden Räume lag ein kleines Badezimmer. Vielleicht, weil sie so klein war, hatte die Wohnung einen reizvoll koketten Charakter, und sie hätte ebenso gut im Besitz einer Dame wie eines Herrn sein können. Marie Anne fühlte sich wie eine kleine Heldin, als sie die Gemächer neugierig durchschritten hatte und nun in einem Louis-XVI.-Stuhl saß und eine Tasse Tee in ihren Händen hielt.

Die ganze Stimmung hatte etwas beruhigend Stilles, und bei aller drohenden Leidenschaft lag auf den Gesichtern so viel freundschaftliche Güte, daß Marie Anne der Boden, den sie nun einmal beschritten hatte, nicht gefährlich erschien. Sie faßte Mut und erzählte ganz nebenbei im Plauderton ihren eigenen Fall als den einer Freundin, was durchaus genügte, um die Situation in das richtige, lächelnde Licht zu stellen. Denn sicherlich ist kaum je ein Ehebruch unschuldiger und mit naiverem Herzen vollzogen worden. Und jedenfalls war es für diese kleine Frau ein großes Glück, an einen Menschen gekommen zu sein, der den Sinn dieser Tat mit gütig verstehender Seele ohne weiteres erfaßte.

Die Folge war, daß Marie Anne in der Zukunft

ganz allmählich zu einer koketten, eleganten Frau aufblühte und schon nach wenigen Wochen zu einer Erscheinung wurde, die in Martin Huets Augen wirklich einen neuen Wert gewann und, was ihm oft ein Anlaß zum Erstaunen wurde, in der sparsamen Führung des Haushaltes große Wunder vollbrachte. Sie war nun wirklich eine Hausfrau, die als Vorbild angesehen werden mußte; und Martin Huet konnte nicht anders, als diese Tugenden belohnen und zu seiner Gattin zurückkehren. Der Vorgang gestaltete sich um so leichter, als ihn das Abenteuern schon langweilte und er, wie es bei Männern um die Mitte der Dreißig oft eintritt, etwas bequem zu werden begann.

Heute ist nun die Situation die: Marie Anne hat einen Geliebten, der diskret für die luxuriösere Seite ihrer Existenz sorgt. Martin Huet hat keine Geliebte mehr, dafür eine schöne, gütige und ihn aufrichtig liebende Frau, die er zwar mit einem andern teilt, doch quält ihn das nicht, weil er davon keine Ahnung hat, und weil Marie Annes Charakter und Haltung von Natur so sind, daß ihr niemand, der normal denkt und urteilt, dieses Geheimnis zutraut. Sie leidet weiter nicht darunter, da die Beziehung zu ihrem

Liebhaber ihr Herz nicht berührt. Zudem ist es wahrscheinlich, daß sie eines Tages, wenn Martin Huets Einkünfte bei der Société Générale größer geworden sind, woran bei seinen Gaben nicht zu zweifeln ist, — daß sie dann in der Avenue Marceau einfach ausbleiben wird. Deshalb sind weder für die Gegenwart noch für die Zukunft Anzeichen vorhanden, daß das Glück in der Familie Huet eine Störung erfahren könnte.

Die Buße

In einer Stunde werden wir in Susa sein ... und in noch einer Stunde auf dem Mont Cenis ..." sagte Georges. Er nickte und lachte aus der Wollmütze, die sein Gesicht umrahmte und seinen grauen Haarschopf bedeckte.

Hart und rastlos hämmerte der Motor. Die Bäume versanken wie graue flüchtige Phantome in der Dämmerung. Der kalte Nebel setzte sich mit feinen eisigen Nadeln ins Gesicht. Uber der Po-Ebene hing es in dichten, trüben Schleiern.

Luce saß etwas ängstlich und kleinlaut vor uns. Sie konnte den Luftzug nicht ertragen und wandte dem Chauffeur den Rücken. Ihre Lippen und Wangen leuchteten in der Kälte blutrot, ihre Augen aber waren matt und müd. Sie fror.

Wieder bogen wir in eine der langen piemontesischen Straßen ein. In der Ferne tauchten zwei Lichter auf.

Eine Straßenbahn kam näher Ein Schnauben, Zischen, wir waren vorbei.

Vor uns saß Carlo, der Chauffeur, wie ein Gnom. Er war so klein, daß er sich ein ledernes Kissen hinter den Rücken legen mußte, um mit den Füßen die Pedale zu erreichen. Aber er steuerte sicher. Er konnte auch durch die Lippen pfeifen, daß es einem durch Mark und Bein ging. Er brauchte nur selten die Hupe. Der offene Auspuff trommelte wie ein Schnellfeuergeschütz.

Ich sagte etwas vom Tempo.

„Man täuscht sich sehr leicht darüber . . .“ sagte Georges . . . „wir fahren jetzt höchstens achtzig Kilometer pro Stunde, und man könnte meinen, daß wir hundert fahren . . .“

Wir blieben wieder still.

Plötzlich: „Ratsch . . . ratsch . . .“

Der Wagen schien unter den Bremsen zu stöhnen. Der Gleitschutz sprühte Feuer. Vor uns bewegte sich ein Maultierkarren. Der Fuhrmann hatte geschlafen. Fluchend sprang er vom Wagen und riß das Tier herum.

Der Abend war gekommen, wir zündeten die La-

ternen an. Die Scheinwerfer legten ein breites, gelbes Band vor uns auf die Straße, das flackernd und bebend vor uns herfloh. Manchmal wollte sich etwas Dunkles dazwischenlegen, wie gefährliche Schatten, die am Wege auf uns lauerten. Aber es waren nur Wasserpfützen, die hoch aufspritzten. Jetzt kam Kies. Die Steine sprangen gegen das Chassis, und das Klirren gellte im Ohr . . . immer aber liefen, wie zwei dunkle Striche, die nicht enden wollten, die Schienen der Straßenbahn vor uns her.

„Es ist schön, in der Nacht zu fahren . . . es ist unheimlich . . .“ sagte Luce plötzlich. Sie schien aus ihrer Lethargie aufzuwachen; es war ihr erstes Wort, seit wir Turin verlassen hatten.

„Der gemeine Nebel . . .“ so tönte die Stimme von Georges . . . „um zehn Uhr werden wir in Modane essen . . . das wird schmecken . . .“ Er lachte. Er hatte ein so gesundes Gesicht und so frische Augen.

Häuser traten aus dem Dunkel. Wir fuhren in eine Dorfstraße ein. Von den Wänden hallte das Geräusch des Wagens wider. Ein großer Hund lief uns über den Weg. Wir waren wieder im freien Feld.

Ich muß dann plötzlich sehr schläfrig geworden sein.

Die Kälte, der Luftstrom im Gesicht, — all das hatte eine stille, lähmende Wirkung auf meine Nerven ausgeübt. Zugleich tat der Nebel den Augen weh. Ich hatte die Lider geschlossen und weiß nicht, wie lange ich so hindämmerte. Aber plötzlich wachte ich auf, als ob ich jetzt in den nächsten Sekunden der Zeuge des Furchtbarsten werden müßte.

Da war plötzlich im Halbdunkel mitten auf dem Bahngeleise ein schwarzer Punkt . . . dann . . . einen Atemzug lang etwas wie eine Kugel . . . dann — wir waren noch zehn Meter entfernt — wurde aus der Kugel ein Frauenrücken . . . ja, der gewölbte Rücken einer alten Frau . . . und zugleich kam dieser Rücken in unser Licht . . . zuckte auf . . . sprang aus dem Geleise seitwärts in unsere Bahn . . . schlug um, versank vor uns wie in einem Loch . . . ratsch . . . ich sehe, wie Carlo mit der Rechten ausgreift — ein schriller Pfiff . . . Luce wird mir in die Arme geschleudert. Das Auto speit Feuer, Steine links und rechts, es will sich bäumen . . .

„Christus Madonna," kreischt Luce.

Die Gewalt reißt uns herum, mir ist, als ob wir hinausflögen . . . Staub, Qualm ringsum . . . dann

steht der Wagen quer in der Straße und zittert in allen Fugen unter der Kraft des leerlaufenden Motors.

Luce hält mich umklammert wie in einem Krampf.

Ich kann kaum mehr atmen, aber mein erster Gedanke ist: „Ich müßte jetzt alle Glieder gebrochen haben . . .“

Georges richtete sich auf: „Ist Ihnen nichts passiert?“

„Nein . . .“

„Gott sei Dank . . .“

Aber Luce zitterte im ganzen Gesicht. Sie fing jetzt nachträglich aus lauter Angst zu weinen an.

Carlo war schon abgesprungen und zwanzig Schritte zurückgelaufen. Dort lag etwas Dunkles, Hilfloses, gleichsam Aufgehäuftes im Nebel.

Wir stiegen alle aus und liefen hin.

Carlo kam uns schon entgegen: „Mir scheint, sie ist tot . . .“ sagte er.

„Nom d'un chien . . .“ sagte Georges. Wir kamen nun näher. Da zeigte sich uns das Armseligste und Schmerzlichste und Erbarmungswürdigste, das wir je in unserem Leben erblickt hatten. Ein altes, verkrüppeltes Weiblein lag da ausgestreckt auf dem Boden, das Gesicht nach unten. Ein schwarzes Tuch, das sie

um den Kopf gebunden hatte, hing ihr wie ein grauer Wulst um den Hals. Der rechte Arm lag unter dem Körper. Der linke war weit ausgestreckt mit gespreizten Fingern und wie von dem ärmlichen Leibe weggeworfen. Den einen Holzschuh hatte sie im Sturze verloren.

Wir drehten sie herum. Der linke Fuß hing ganz schlaff und war unter dem Knie gebrochen. Das Gesicht war klein und verrunzelt und vom Staub beschmutzt. Die Augenlider deckten halb die Pupillen. Zwischen den Zähnen hervor drang ein roter, blutiger Schleim.

„Sie lebt . . .“ rief Luce, die atemlos auf dies jammervolle, verkümmerte Gesicht gestarrt hatte. Ja, sie lebte. Zuweilen ging ein konvulsivisches Zittern durch den ganzen Körper.

Carlo war zurückgelaufen und kam mit dem Wagen. Wir hoben sie hinein.

„Wir müssen nach der nächsten Polizeistation fahren . . .“ sagte Georges müde, und in einer wachsenden Verzweiflung: „Aber, wie ist es denn geschehen . . . wie ist es denn geschehen . . .?“

„Sie sah plötzlich das Licht und hat uns für die Straßenbahn gehalten . . . darum sprang sie aus den

Schienen ..." schrie Carlo und gestikulierte wie in einem großen Zorn. Er schien kein Mitleid mit der armen Kreatur zu empfinden, wohl aber zu ahnen, daß ihm aus dieser Katastrophe irgendeine peinvolle Situation erwachsen könnte.

Langsam fuhren wir weiter. Luce hatte sich zu Carlo gesetzt. Zwischen Georges und mir lag, ganz in sich zusammengebrochen, das halbtote Weib. Wir versuchten ihr Kognak einzuträufeln, Luce gab uns ein Riechsalz herüber. Das zerfurchte Gesicht der Greisin wurde immer apathischer. Große, braune Flecken traten auf den Schläfen hervor. Es war entsetzlich und fast unheimlich.

„Sie kann jeden Augenblick sterben ..." sagte Georges.

„Mir ist, als wäre sie schon tot ..." antwortete ich. Ich versuchte ihren Puls zu fühlen, aber es war bei dem Zittern des Automobils unmöglich.

Nur das Oval des Gesichtes schien immer kleiner zu werden, als ob alle Konturen in sich zusammenfielen. Georges leuchtete ihr von Zeit zu Zeit mit der Taschenlampe ins Gesicht, ohne daß wir uns klar darüber wurden, ob sie noch lebte.

Ganz in der Ferne blinkten Lichter auf. Georges nannte den Namen eines Dorfes. Wir starrten beide trübselig vor uns hin. Etwas ganz Unbegreifliches hatte uns betroffen. Das Unerwartetste war geschehen. Alles, was mit dieser Reise zusammenhing, schien plötzlich wie durch einen Abgrund von uns getrennt zu sein. Aix, der Mont Cenis ... sogar Susa, das wir doch in einer Stunde hätten erreichen sollen, lag wie etwas Unerreichbares vor uns. Es hatte dies alles gar keinen Sinn mehr beim Anblick dieser halbtoten Frau.

Ihre beiden Füße waren auf den Sitz ausgestreckt, den vorher Luce eingenommen hatte. Der linke, der gebrochene, hatte durch seine Knickung eine gräßliche, leblose Lage. Auf dem Boden des Wagens standen die beiden Holzschuhe, die durch das Rütteln hin- und herrollten und aneinanderklapperten.

Jetzt kam das Dorf näher. Wir holten eine Kuhherde ein und mußten anhalten.

Georges fragte nach der nächsten Carabinieristation. Auf der Dorfstraße war nur eine Frau zu sehen, die mit einem Milcheimer dastand und uns anglotzte, während wir vorbeifuhren.

Wir hielten vor einem kleinen, steinernen Haus.

Georges sprang ab, stieg eine Steintreppe hinan und klopfte an der Türe, die geschlossen war. Es zeigte sich niemand. Am Türgericht hing eine Glocke mit einem langen Haken aus Eisen. Daran begann er zu ziehen. Darauf erschien um die Ecke ein junges Mädchen.

Georges fragte nach dem Maresciallo der Carabinieri.

Der Maresciallo sei beim Essen im Wirtshaus, sagte das Mädchen. Plötzlich sah sie die Frau im Wagen liegen, stieß einen Schrei aus, lief davon und schrie unaufhörlich: „La madre di Battista . . . la madre di Battista.“

Nebenan ging ein Scheunentor auf, und ein Kopf zeigte sich.

Wir warteten. Es war bitterkalt.

Ich sagte zu Georges: „Wenn die Frau nicht schon ganz tot ist, erfriert sie uns jetzt . . .“ Ich dachte: „Sie ist doch nur in einer Ohnmacht.“

Luce gab ihren Muff. Wir steckten die Hände der Verunglückten hinein und legten unsere Pelze über sie.

In diesem Moment kam ein Carabiniere um die Ecke. Ohne uns weiter zu betrachten, sprang er die

Treppe hinauf, schloß die Tür auf und machte Licht in dem Zimmer, in das man direkt von der Steintreppe aus eintrat.

Wir hoben die Frau aus dem Auto und trugen sie hinauf. Es waren aber nur ein Tisch und zwei Stühle in dem Raum. Wir mußten sie auf den Boden legen, wo wir aus unseren Mänteln ein Lager machten.

Jetzt gab es draußen Stimmengeräusch. Säbelgeklirr. Ein großer Mann mit mächtigem, hängendem Schnurrbart und einem Zweimaster auf dem Kopf trat herein. Der Rock seiner Uniform hatte lange Schöße, und an seiner Hose trug er breite, rote Streifen. Er sah aus wie ein Operettengeneral.

Er begrüßte uns höflich, trat, ohne ein Wort zu sagen, zu der Frau, hob ihr die Augenlider hoch und sagte dann, zu Georges gewendet: „Sie ist tot . . .“

Georges wollte nun den Hergang erzählen, aber Carlo schrie fortwährend dazwischen.

Da setzte sich der Maresciallo an den Tisch und schickte den Planton hinaus, der die Nummer des Wagens aufschreiben sollte. Jetzt begann das Verhör.

Der Maresciallo zeigte eine ganz freundliche und jedenfalls wohlwollende Miene, so daß wir Hoffnung

schöpften. Mit überlegenem Gesichte saß er am Tische, indes wir, da nur für Luce ein Stuhl vorhanden war, rings im Kreise standen.

Als er sich unsere Namen und unsere Herkunft notiert hatte und alles Nötige über unser Automobil ausgesagt und festgestellt war, drehte er sich zum erstenmal um und fragte: „Wer hat den Wagen im Augenblick des Unglücksfalles gesteuert?“

Es klang ganz harmlos.

Carlo trat vor. Er war sehr blaß. Der Atem pfiff ihm durch die Zähne. Er beteuerte nochmals, daß uns die Frau aus dem Geleise der Trambahn plötzlich in den Weg gelaufen sei.

Der Maresciallo sagte ruhig: „Da keine weiteren Zeugen als die Insassen des Automobils vorhanden sind, werden Sie notwendigerweise einer fahrlässigen Tötung angeklagt werden und müssen die Zeit bis zur Beendigung der Untersuchung im Polizeigefängnis verbringen. Den beiden Herrn und der Dame“ — er wandte sich an uns — „ist gegen Kaution der Aufenthalt im Dorfwirtshaus gestattet, wobei zur Bewachung auf Ihre Kosten eine Wache aufgestellt werden wird. Der Wagen ist bis auf weiteres sequestriert . . .“

Carlo bekam nun einen solchen Wutanfall, daß ihm die Handschellen angelegt werden mußten, ehe er abgeführt wurde.

Luce bebte vor Aufregung.

Dies alles war in kaum fünf Minuten geschehen. Draußen stand schon viel Volk und schaute zu, als man das Auto in eine nahe Remise schob. Die Tote sollte zur ärztlichen Untersuchung im Polizeigebäude bleiben.

Wie wir uns nach dem Wirtshaus begeben wollten, kam ein verlumpter, vierzigjähriger Mann herein, warf sich über die Tote und weinte laut.

„Es ist ihr einziger Sohn“ ... sagte der Maresciallo.

Es war uns allen sehr trostlos zumut.

Als der Ärmste seinen Schmerz etwas gestillt hatte, trat Georges auf ihn zu und erklärte ihm, daß wir selbstverständlich zu jeder Entschädigung, die das Unglück lindern könnte, bereit wären.

Das schien den Mann merkbar zu trösten. Er nickte und ging eigentlich ganz munter weg.

Auf dem Wege vom Polizeigebäude zum Gasthof begleitete uns außer dem Carabiniere noch das ganze Dorf. Luce ängstigte sich unsäglich.

Wir konnten zwei kahle, geweißte Zimmer bekommen. Luce war derart erschöpft, daß sie sich, ohne zu essen, sofort schlafen legte.

Wir beide gingen in die Gaststube hinunter und bestellten für Carlo ein gutes Essen, das wir ihm ins Gefängnis schickten. Wir setzten uns in eine Ecke. Der Raum begann sich allmählich zu füllen. Besonders der Tisch neben der Tür, an dem zuerst nur ein alter, hagerer Mann, vor einem Glase Schnaps, geschlafen hatte, war plötzlich stark umlagert. Laut und aufgeregt klangen die Stimmen.

Unser Unglücksfall hatte eine seltsame überhitzte Erregung in das Dorf gebracht. Aber die Menschen schienen durchaus nicht bösartig gestimmt zu sein. Sie sahen im Gegenteil mit neugierigen, fast bewundernden Blicken zu uns herüber, und einem jeden, der neu ankam, wurde die Geschichte, mit allerlei Varianten und Vermutungen ausgeschmückt, erzählt. Es waren zumeist arme Leute, die dieses seltene Ereignis zu einer größeren Aufregung auszunützen schienen und zu einer Spannung, die sie vielleicht für die monatelange Monotonie ihres dörflichen Lebens entschädigen sollte.

Während wir noch aßen, öffnete sich die Tür, und

ein kleiner, sehr beleibter Mann von ungefähr vierzig Jahren trat ein. Es wurde still.

Es war der Sindaco. Er trat zu uns an den Tisch. Sein Kopf saß ohne Hals direkt auf den Schultern, sein Gesicht war rund und rot, sein schwarzer Schnurrbart etwas gekräuselt, und seine kleinen Augen waren tief und glänzend schwarz zwischen Fetthügel gebettet.

Er rieb sich die Hände, trat, sich leise wiegend, von einem Bein aufs andere und kam freundlich lächelnd näher.

Nachdem er sich verbeugt hatte, sagte er, daß er sich freue, uns als Vorsteher des Dorfes begrüßen zu dürfen, und daß es uns, soweit es in seiner Macht liege, während des Aufenthaltes, den wir hier zu nehmen die Geneigtheit gehabt hätten, an nichts fehlen sollte.

Georges warf mir einen Blick zu und sagte leise: „Der Kerl scheint ein großer Schurke zu sein ..." Darauf dankte er dem Sindaco für seine gütige Gesinnung und bedauerte es, daß es leider ein so trauriger Anlaß wäre, der uns gleichsam gezwungenermaßen — dabei sah er den dicken Sindaco fast etwas spöttisch an — die Gastfreundschaft des Dorfes und im besondern den Schutz des Sindaco in Anspruch nehmen ließe.

Der Sindaco lächelte dazu leise und machte eine Handbewegung, als ob das eben angedeutete Thema völlig nebensächlich wäre.

Georges nahm das als ein böses Omen und sagte wieder leise: „Die Sache wird allem Anschein nach sehr viel Geld kosten ...“

Wir hatten unser Essen beendet und konnten nun nicht anders, als den Sindaco zu einem Glase Wein einladen. Eine Weile saßen wir ruhig da. Auch an den Nebentischen war es ziemlich still, da man augenscheinlich auf eine größere Unterhaltung gespannt war.

Georges aber, dem derartige dramatische Szenen im höchsten Grade peinlich waren, ging direkt aufs Ziel los und fragte den Sindaco, was er von unserem Falle halte.

Dieser zeigte nun plötzlich ein ziemlich ernstes Gesicht und sagte: „Wenn ich Ihnen in aller Freundschaft und Aufrichtigkeit die Wahrheit sagen soll, steht es für Sie allerdings nicht gut ...“

„Darüber bin ich sehr erstaunt,“ antwortete Georges, und zu mir gewendet: „Der Mensch ist ein unheimlicher Filou ...“

Da hub der Sindaco noch um eine Nuance ernster

gestimmt und sozusagen mit einer Träne in der Stimme an: „Sie haben eine unserer ältesten und angesehensten Mitbürgerinnen überfahren ...“

„Aber das war nicht unsere Schuld ...“ protestierte Georges.

„Piano ... piano ...“ sagte der Sindaco und hielt seine rechte, gerötete und fette Hand warnend, fast drohend erhoben ... „Sie, das heißt Ihr Chauffeur, sind einer fahrlässigen Tötung angeklagt, und außerdem sind Sie einer besonderen Strafe wegen zu schnellen Fahrens verfallen ...“

Da sagte Georges ganz leise und sah dem anderen ins Auge: „Wir fuhren im Augenblick des Unglücksfalles mit einer Geschwindigkeit von vielleicht dreißig Kilometern.“

Der Sindaco schüttelte sich vor Lachen, stieß prustend eine Anzahl gutmütiger Flüche aus und wackelte fortwährend mit dem Kopf: „Das wird Ihnen kein Mensch glauben.“

„Außerdem,“ fuhr Georges triumphierend fort, „wird sich bei der Voruntersuchung herausstellen müssen, daß die alte Frau überhaupt nicht im Besitze ihrer Geisteskräfte war, denn sie ist uns doch direkt in unsere Bahn gelaufen ...“

„Glauben Sie, daß Sie dafür einen Zeugen finden werden?“ fragte der Sindaco mit den Augen des Fuchses.

Georges, der offenbar empfand, daß auf diese Art nicht weiterzukommen war, stellte sich ganz hilflos: „Aber was raten Sie uns dann an?“

Der Sindaco lehnte sich ein wenig zurück: „Das günstigste wäre natürlich für Sie, wenn sich — wie Sie schon betonten — bei der Voruntersuchung zeigte, daß die Frau ihren Unfall selbst verschuldet hat, aber ich fürchte, daß sich dies nicht herausstellen wird ...“

„Es ist wohl das beste, wenn wir erst dieses Resultat abwarten ...“ antwortete Georges und machte ein so böses Gesicht, als ob er sich nun auf keine weiteren Verhandlungen mehr einlassen wollte.

Im Raum herrschte eine allgemeine Enttäuschung.

Der Sindaco saß eine Minute lang stumm und überlegte.

Da sagte Georges: „Ich werde natürlich morgen früh mit meinem Advokaten in Mailand in Verbindung treten, der ein guter Freund des Senators M. ist ... wir werden allen unsern Einfluß geltend machen, um zu unserem Recht zu kommen ...“

„Sie könnten dadurch höchstens eine arme Gemeinde um ihr Recht bringen . . .“ entgegnete der Sindaco etwas beklommen.

„Das ist gar nicht unsere Absicht . . .“ wendete Georges ein.

„Aber Sie werden doch zugeben, daß Sie einen Sohn um seine Mutter gebracht haben . . .“ Die Stimme des Sindaco klang wie bei einer Totenklage.

„Nun ja . . .“

„Sie könnten doch den Willen zeigen, das Unglück, das Sie über eine Familie, über eine arme Gemeinde gebracht haben, zu mildern . . . Sie sind ja ein großer . . . gewissermaßen ein mildtätiger Herr, eine gute Handlung würde Ihr Herz erkennen lassen, würde Eindruck machen . . .“

„Nun ja . . .“ sagte Georges etwas sanfter. „Wie hoch schätzen Sie die Entschädigung an die Familie, und wie hoch die Polizeistrafe?“

„Machen Sie einen Vorschlag . . .“ entgegnete der Sindaco ruhig.

„Sie sind ein Diplomat . . .“ antwortete Georges.

„Das muß ich wohl zum Schutz unserer vom Schicksal geschlagenen Gemeinde sein . . .“

„Ganz gewiß ... aber wollten Sie das alles nicht lieber mit meinem Advokaten verhandeln?“

„Bei der Jungfrau Maria ... nein ...“ beteuerte der Sindaco ... „und bedenken Sie, was ein Advokat, der sozusagen der Untergang jedes ehrlichen Mannes ist, in unserer Zeit kostet ...“ Der Sindaco begann jetzt eine größere Rede über das Unglück, das einst ein Turiner Advokat über einen der wohlhabendsten Bürger des Ortes gebracht hätte.

Ich trat ans Fenster.

Draußen ging mit wichtigen Schritten der Carabiniere auf und ab. Neben der Treppe standen ein paar Weiber im Licht der Laterne, die gelangweilte und gequälte Gesichter hatten. Der Nebel hing dicht vor den Scheiben.

Als ich an den Tisch zurückkam, hatte Georges den Sindaco gleichsam zu seinem Vertrauensmann gemacht. Sie stellten schriftlich die Bedingungen auf, nach welchen der Sindaco einen Vergleich anbahnen sollte. Einmal wurde die Entschädigungssumme für Battista, den Sohn der Verunglückten festgesetzt, welcher Betrag in zwei Teile gehen sollte, da Battista noch eine verheiratete Schwester in Montcalieri

besaß. Dann folgte eine größere Schenkung an die Gemeinde, welche die Polizeistrafe darstellen sollte, da wir das zu schnelle Fahren aus ersichtlichen Gründen nicht zugeben konnten. Dann verpflichteten wir uns noch zu einer Summe für die Gemeindekasse, welcher Beitrag pro forma für die notwendig gewordene Restaurierung des Altarbildes der Kirche, das den von Pfeilen durchbohrten heiligen Sebastian darstellte, verbucht werden sollte.

Das war Punkt für Punkt zu Protokoll gebracht worden.

Nachdem die Stempelmarken aufgeklebt und das Papier unterzeichnet worden war, stand der Sindaco auf und hielt eine größere Ansprache. Nicht nur an uns, sondern auch noch an die anwesenden Männer des Dorfes. Er feierte uns als die Wohltäter des Ortes, die der tiefen Ergriffenheit ihres Herzens über den unseligen Zufall, der sich heute auf der Landstraße ereignet hätte, durch wahrhaft fürstliche Generosität Ausdruck gegeben hätten.

Alle klatschten Beifall. Es hob ein allgemeines Gelage an. Auch Battista saß plötzlich unter den Männern.

Georges, der für sich keine größere Freude kannte, als Menschen vergnügt zu sehen, wurde auch ganz fröhlich und dankte für die bewegten Worte des Sindaco. Battista aber, dessen Kredit sich beim Wirt ins Ungemessene erhöht hatte, zahlte an den Nebentischen eine Runde nach der andern, und der Sindaco ging gleichsam als der Nährvater von Bürger zu Bürger und tat jedem Bescheid.

Als er zurückkam, war auch er schon ziemlich betrunken. Er wurde witzig und zutraulich, behandelte uns schon ein wenig von oben herab und begann von allerlei Listen zu erzählen, die er ausgesonnen hatte, um, zum Heil seines Ortes, durchreisende Fremde zu düpieren.

Da lächelte Georges gutmütig und sagte: „Aber Sie müssen uns doch zugestehen, daß wir Ihren Prinzipien nach Möglichkeit entgegengekommen sind ...“

„Ich bin mit Ihnen zufrieden ...“ antwortete der Sindaco und blinzelte ebenso vergnügt als schlau ... „und dennoch ist es Ihnen gar nicht so schlimm ergangen. Denn sehen Sie: die Polizeistrafe hätten Sie in jedem Falle zahlen müssen. Wir haben in unserem Gemeindebudget viertausend Lire pro Jahr an Auto-

mobilstrafen. Das ist eine sichere Einnahme. Denn jedes Auto, das von Italien über den Mont Cenis nach Aix fährt, wird hier angehalten. Die Leute zahlen meist gern, denn jeder will vor Abend noch in Mondane sein. Das mit der Alten war nun Ihr persönliches Malheur, aber trösten Sie sich: die Frau ist nun von allen Schmerzen erlöst. Sie war ohnehin taub und mußte seit zehn Jahren von der Gemeinde erhalten werden, zudem sind fünfundsechzig Lebensjahre ein schönes Alter. Sie wird ein festliches Begräbnis haben, was ihr gewiß bei einem natürlichen Tode nicht zuteil geworden wäre ..."

Georges sah mich nur eine Sekunde lang von der Seite an.

Zugleich kam nun Battista, wollte mit uns anstoßen und brachte ein regelrechtes Hoch auf uns aus.

Ich war sehr müde und sagte zu Georges: „Ich würde es verstehen, wenn dieser Mensch mit einer Axt unseren Wagen zertrümmert hätte, weil wir seine Mutter überfahren haben; daß uns aber der arme Teufel hoch leben läßt ... das versteh ich nicht ..."

Georges legte mir seine Rechte auf die Schulter:

„Sie sind noch jung und haben Gefühl . . . ich liebe das an Ihnen . . .“

Ich ging hinaus und schritt mit dem Carabiniere auf und ab. Es war kalt, aber das tat mir wohl. Oben gab es Licht. Georges war in sein Zimmer gegangen. In der Gaststube erklang plötzlich ein lautes Gebrüll. Türen wurden aufgerissen. Eine Rauferei entstand. Zwei Männer fielen die Treppe herunter. Ihre Glieder knackten. Hart schlugen sie auf.

Der eine war Battista. Er blutete im ganzen Gesicht. Als ich ihm helfen wollte, schlug er um sich und brüllte. Der Sindaco kam heraus. Er ging langsam der Wand entlang davon.

Als ich hinaufkam, lag Luce in einem tiefen Schlaf. Ihre Lippen waren halb offen, als ob sie lächele. Sie hatte nur wenig Ahnung von der Qual und der Not dieser Welt.

Ich konnte kein Auge schließen. Unten war immer noch Lärm. Ich dachte daran, wie die Armut die Menschen erniedrigt und ihre Gefühle verwirrt, und wie das Geld für Battista ein Unglück werden würde. Denn er hatte jetzt die Mittel, sich zu betrinken, so oft er wollte und Lust dazu hatte. Monatelang.

Aber ich hätte jetzt unendlich viel darum gegeben, wenn das alte verkrüppelte Wesen wieder zum Leben gekommen wäre. Ich sah aufs neue die Landstraße. Den dunklen Punkt, der auftauchte. Den gebeugten Rücken, der uns wie eine Kugel plötzlich in die Bahn rollte ... und alles nachher. Wenn wir nur vierzig statt neunzig Kilometer gefahren wären, hätte Carlo vielleicht ausweichen können ... vielleicht ... Und war diese Schnelligkeit denn mehr als eine Laune gewesen? Etwas Dunkles quälte mich, vor dem es fast kein Entrinnen gab. Es wollte mir nicht aus dem Sinn, daß ein Mensch hatte sterben müssen, damit wir eine Kaprice befriedigen konnten ...

Neben mir atmete Luce langsam in einem tiefen Schlaf. Sie hatte längst alles überwunden. Sie war die Gesundheit und die Grausamkeit und die lächelnde Kraft ... sie war wie das Leben ... Lange horchte ich nach ihr hin, als nach dem Einzigen, das mich jetzt noch hielt. Darüber konnte ich einschlafen.

Kinder

Marius stand in seiner braunen Uniform mit den gelben Knöpfen am Lift und starrte hinaus in die große Halle, wo die Zigeuner zum Tee spielten. Marius hatte schwarze Augen, sein Haar aber war blond und sein Teint sehr zart. Seit einem Jahre war er Liftjunge im Grandhôtel.

Es gibt Knaben, die auffallen, die etwas Zärtliches oder Verdorbenes, Munteres oder Verschlagenes im Gesicht haben, so daß sie die Blicke anziehen. Marius fiel auf. Aber die Herren und Damen, die er tagtäglich in die Etagen hinauf und wieder hinunterfuhr dachten nicht etwa: ‚Ein hübscher Jnnge' oder ‚ein prächtiger Junge', — sie schauten ihn nur neugierig an und stellten zuweilen eine Frage. Denn es besteht ein rätselhaftes Gesetz, daß die Gesichter im allgemeinen zum Metier oder zur Klasse ihrer Besitzer passen. Vielleicht formt die Tätigkeit der Menschen auch ihre

Mienen etwas um. Darin aber lag bei Marius der Kontrast. Er hatte nicht den Kopf eines Liftjungen. Wenn man ihn umgezogen und in einen der großen Klubstühle in die Halle gesetzt hätte, hätte er sehr gute Figur gemacht. Das fühlten die meisten, die ihn betrachteten.

Manche mochten ihn fast mit Neid ansehen. Und dann gingen die Gedanken etwa so: „Wenn wir doch einen solchen Jungen hätten!" Aber man adoptiert Kinder selten, — man weiß ja nicht, was in ihnen steckt.

Marius war von einem Trambahnkondukteur in Lausanne erzogen worden, aber er war das Kind einer Schauspielerin, die während einer Saison in Lausanne am Theater gewesen war. Sie hatte bei den Leuten gewohnt und ließ, als sie wegzog, den Kleinen dort in Pflege. Er war zwei Monate alt. Einige Zeit noch schickte die junge Dame aus französischen Provinzstädten, wo sie engagiert war, Geld. Dann blieb jede Nachricht von ihr aus. Die Kondukteursfamilie schloß daraus, daß es ihr schlecht ging. Vielleicht empfand die Schauspielerin den Jungen auch als eine Last für ihre Karriere. Über den Vater hatte niemand etwas erfahren. Die junge Dame hatte sich nie über ihn

geäußert. Vielleicht war sie sich selbst darüber nicht im klaren.

In der Halle intonierten die Zigeuner einen „Tango argentin". Marius starrte nach Made. Sie trat mit einem jungen Herrn, dem die schwarzen Locken in die Stirn fielen, zum Tanz an. Marius schaute wie im Traum hinüber, während die beiden zu dem langsamen Rhythmus im Zweitakt sich drehten.

Made trug ein rotseidenes Kleid, das ihr etwas tiefer als bis zu den Knieen ging. Dazu schwarzseidene Strümpfe und einen goldenen Reif um den linken Fußknöchel. Die Hotelgäste saßen an kleinen Tischen in einem großen Ring um das tanzende Paar.

Auch Madame Durand und der ergraute Herr saßen dabei. Der ergraute Herr hatte seinen Kopf ein wenig zurückgelehnt, folgte mit seinem Blick dem Tanze und sprach zugleich mit Madame Durand.

Marius würgte es im Halse, schmerzte es im ganzen Körper, wenn der andere so nach Made hinsah. Eine ruhige, prüfende, für den Jungen unheimliche Sicherheit glänzte in den Augen des alten Herrn.

Es war, als ob sich Marius davor fürchte. Er wußte kaum, warum. Jedenfalls tat es ihm weh.

Da tönte plötzlich eine Stimme vor ihm. Er erschrak. Es war das englische Fräulein. Eine Dame zwischen vierzig und fünfzig. Sie hatte schon ein paar Silberfäden im Haar. Wenn sie mit Marius allein im Lift war, legte sie ihm ihre magere und etwas knochige Hand unter das Kinn und sagte allerlei Worte, die er nicht verstand. Er war auch jetzt wieder darauf gefaßt. Er hatte die Augen halb geschlossen. Er konnte es nicht über sich bringen, die alte Jungfer dabei anzusehen. Sie war nicht häßlich, hatte aber Bartflaum auf der Oberlippe. Das ekelte Marius an. Er versuchte sich dann vorzustellen, daß es Mades Hand wäre, die er unter dem Kinn fühlte. Aber er vermochte es nicht. Miß Clerk bewohnte in der dritten Etage zwei Zimmer. Marius war stets glücklich, wenn sie oben war.

Er drückte auf den Hebel, Miß Clerk trat aus dem Lift. Jetzt erst schaute er auf. Sie wandte noch einmal den Kopf und betrachtete ihn mit ihrem verrunzelten und bekümmerten Gesicht.

Während er hinunterfuhr, dachte Marius daran, was Joseph, der Piccolo, dessen Bett im Schlafraum neben dem seinen stand, über Madame Durand gesagt

hatte. Sie sei gar nicht die Frau von dem grauen Herrn und Made auch nicht seine Tochter. Man hatte das im Office verhandelt. Die Kellner hatten gelacht. Einer hatte auch gesagt, daß Made den alten Herrn tyrannisiere. Made hatte nach Caux fahren wollen am vorigen Tag, und der alte Herr hatte nicht gewollt. Und dann war man doch nach Caux gefahren. Und am Abend noch ließ der graue Herr vom Bijoutier Armbänder zur Auswahl kommen. Der Concierge hatte es bestätigt.

„Warum läßt er sich tyrannisieren?" überlegte sich Marius, und das Herz schmerzte ihm.

Unten war der Tanz noch nicht zu Ende.

Marius hatte die eiserne Türe geöffnet und stand wieder auf seinem Posten. Mades Haarsträhnen, die ihr offen über die Schultern hingen, flatterten leicht, während sie sich drehte. Marius dachte: ‚Wenn ich nur einmal in meinem Leben mit meiner Hand leise über diese braunblonden Haare streifen dürfte. Aber das wird nie geschehen können, nie ...‘ überlegte er weiter. Er wußte, wie fern er ihr war, wie entsetzlich seine Uniform ihn vor ihr demütigte. Und dennoch fühlte er, daß etwas in ihm war, das zu ihr gehörte

und zu allen den eleganten Menschen, die da draußen herumsaßen.

Aber was war das? Es blieb ihm ein qualvolles Rätsel.

Er hob ein wenig den Kopf. Er hätte jetzt den goldenen Reif, der so gelb und blank an ihrem Fußknöchel schimmerte, sehen mögen; aber Marius war zu klein. Tische, Menschen versperrten ihm die Aussicht. Er atmete auf, als es zu Ende war. Die Zigeuner verschwanden. Der Strom kam gegen den Lift. Es war Zeit, sich für das Diner anzuziehen.

Madame Durand saß immer am längsten in der Halle. Sie trank mit ihrer Tochter und dem grauen Herrn noch den Apéritif. Als Marius die letzten hinaufgefahren hatte und wieder unten stand, war es so ruhig, daß er die drei reden hörte. Aber er verstand nicht, worum es sich handelte. Es schien ihm nur, als ob Made Vorwürfe bekäme. Sie schnitt ein trotziges Gesicht, saß im Stuhl weit zurückgelehnt, starrte auf ihre geschweiften hohe Absätze nieder und zuweilen auch zu Marius hinüber.

Als dieser aufschaute, warf sie ihm eine Kußhand zu und lachte laut.

Marius stieg alles Blut in die Schläfen. Es flimmerte ihm vor den Augen.

Madame Durand sagte ganz laut zu ihrer Tochter: „Du bist verrückt."

Auch der graue Herr schien sie zurechtzuweisen. Marius wußte, daß sie ihn verspottete. Aber dennoch war es ihm schmerzlich, daß sie seinetwegen gekränkt wurde. Sie wird sich dafür an mir rächen, dachte er, sie wird mich noch mehr demütigen!

Die drei waren aufgestanden.

Marius fühlte, wie ihm die Kniee zitterten, während sie sich dem Lift näherten. Er fühlte auch, daß die andern seine Beklemmung bemerkten. Er stellte sich auf die Seite, Madame Durand trat zuerst ein, dann Made, zuletzt der alte Herr.

Als sie eben anfuhren, hörte Marius, der, das Gesicht nach außen gewendet, an der Türe stand, wie Made zu dem grauen Herrn sagte: „Ich werde jetzt seinen Arm streifen, Sie werden sehen, wie er bebt ..."

„Du bist ein Kind ..." sagte der graue Herr und lachte.

„Was ist?" fragte Madame Durand, die aufmerksam geworden war.

Aber jetzt fühlte Marius, wie ihm eine zarte Fingerspitze von der Schulter bis zum Ellbogen niederglitt. Er hörte das Gekicher des Mädchens, vor ihm schwankten die Lichter der Beletage, er glaubte niederzusinken.

„Laß den Jungen in Ruh! Kannst du ihn nicht in Ruh lassen?" zankte Madame Durand.

Als die drei aus dem Lift traten, wagte Marius nicht aufzusehen. Nur der graue Herr schien Mitleid mit ihm zu haben. Er klopfte ihm, als wollte er ihn ermutigen, mit der Hand auf die Schulter.

Made schaute noch einmal zurück. Sie lachte und nickte. Marius traf dieser Blick wie ein Feuerstrahl. Beim Essen hatte er fiebernde Wangen. Er aß mit den Kammerzofen. Die Kellner hatten um diese Zeit im Speisesaal zu tun. Nachher schlich er sich hinaus in den Garten. Er stand unter einem Baum und sah hinauf nach den Lichtern der Terrasse.

Durch das Glas schien der ganze Saal weiß zu flimmern. Da saßen sie nun an kleinen Tischchen. Helle Kleider und wieder schwarze Punkte dazwischen.

Marius wußte genau, wo Made sich befand. Er konnte sie nicht sehen, nicht einmal einen Schimmer von ihrem Kleid, aber er fühlte ihre Gegenwart durch das

spiegelnde Glas, durch die flirrende Atmosphäre des Saales hindurch.

Seine Gedanken irrten weiter wie flüchtige, verirrte Vögel: ‚Die drei bewohnen zusammen in der zweiten Etage ein Appartement. Zwei Schlafzimmer, ein Salon ... zwei Schlafzimmer‘ ... dachte er wieder mechanisch ... ‚und Made tyrannisiert den alten Herrn. Warum darf sie ihn tyrannisieren?‘ Gedankenvoll schlich Marius wieder ins Souterrain und von dort durch das Office in die Halle.

Er sah die drei an diesem Abend nicht mehr. Sie gingen stets nach dem Essen durch den Garten, dem See entlang nach dem Kasino.

Um zwölf Uhr war sein Dienst zu Ende. Joseph, der Piccolo, kam um dieselbe Zeit aus der Küche herauf, wo er Silberzeug geputzt hatte. Sie unterhielten sich beide vor dem Einschlafen.

Joseph sagte und sah ernst zur Decke auf: „Der Maître d'hôtel, der Hund, hat mich wieder angeschnauzt ... ich werde bald fort müssen.“ —

„Er mag dich nicht?“ fragte Marius.

„Nein,“ antwortete Joseph und schwieg. Marius wartete, ob jener nicht wieder von Made zu reden

anfangen wollte. Er hätte es so sehr gewünscht. Es hätte ihm wohlgetan. Aber Joseph schien heute ganz mit sich selbst beschäftigt zu sein. Er äußerte nach einer Weile: „Vielleicht werde ich mich für den Sommer wieder nach St. Moritz melden."

„Wie war denn das mit der Südamerikanerin?" fragte Marius. Aber Joseph ging auch darauf nicht ein. Marius überlegte: ‚Der muß ihn schön angeschnauzt haben, sonst würde er jetzt die Geschichte erzählen.' Sie war Josephs Ehrenpunkt. Er pflegte damit zu renommieren. Das Abenteuer hatte jedoch eigentlich nicht er, sondern ein Freund, der jetzt in Brüssel Kellner war, erlebt. Aber Joseph fühlte sich beinah als Hauptakteur. Denn er hatte die Korrespondenz zu vermitteln gehabt, wenn die Brasilianerin morgens allein in die Frühmesse gegangen war.

Aber Joseph wollte heute nicht erzählen. Das war traurig. Marius pflegte sich in die Details dieser Geschichte hineinzudenken wie in die Möglichkeit eines persönlichen Glückes! Er fühlte sich weniger deklassiert, wenn er hörte, daß Menschen seines Standes etwas Seltsames, Abenteuerliches begegnet war. Und doch

war er ja gerade in dem, was ihn quälte, so hoffnungslos . . .

Er sagte plötzlich: „Weißt du, die meisten Menschen denken, daß man als Liftjunge kein Herz hat; man gehört eben zum Lift wie die eiserne Türe und wie der Kasten, der in die Höhe fährt . . .“

Joseph drehte den Kopf. Diese Überlegung kam ihm sonderbar vor. „Du bist verliebt,“ konstatierte er.

„Ach nein,“ antwortete Marius verächtlich.

Plötzlich sagte Joseph: „Der Alte zahlt für die beiden Frauenzimmer. Der Gérant hat es gesagt . . .“

„Und nun?“ fragte Marius ganz unschuldig, während ihm die Beklemmung in den Hals stieg.

Aber Joseph fuhr fort: „Es ist doch klar, daß er die Junge liebt und nicht die Alte . . .“ Und nach einer Weile behauptete er: „Aber so etwas ist eigentlich eine Schande!“

Marius antwortete nicht mehr. Aber er lag wach, fast die ganze Nacht. Das Leben erschien ihm entsetzlich und grauenhaft. Er dachte: ‚Sie liebt ihn gewiß nicht, aber der alte Herr hat das Geld!‘ Es würgte ihn, doch er sah keinen Ausweg.

Während zwei Tagen bekam er Made fast nicht zu Gesicht.

Am dritten Morgen stand er etwas schläfrig auf seinem Posten. Es war ein warmer Apriltag. Die Halle war fast leer, die meisten Gäste waren ausgegangen, Madame Durand saß mit dem alten Herrn im Garten. Sie hatte einen großen roten Sonnenschirm aufgespannt. Made war nicht bei ihnen.

Oben klingelte man nach dem Lift.

Marius fuhr hinauf. Made stand da. „Fahren Sie mich, bitte, hinunter," befahl sie und lachte. Marius hatte Herzklopfen.

Auf halbem Weg faßte sie ihn plötzlich an der Hand, blickte an ihm nieder, als ob sie ihn einschätzte und sagte dann: „Sie sind ein hübscher Junge; wie alt sind Sie?"

„Dreizehneinhalb," antwortete Marius. Es war ihm eine wunderbare Erleichterung, daß er reden durfte.

„Ich bin vierzehn . . ." sagte Made. Dann hob sie wieder an: „Sie haben einen großen Fehler . . ."

In diesem Augenblick kam der Lift unten an. „Was für einen?" fragte Marius. Sie machten beide keine Miene, aus dem Lift zu treten.

„Sie sind ein Feigling," behauptete Made und öffnete die Türe. „Sie würden es nicht einmal wagen, mich

zu küssen . . .“ kicherte sie und lief weg nach der Terrasse.

Marius stand da und starrte ihr fast erschrocken nach. Also an Mut fehlte es ihm. Natürlich . . . aber wozu? Er war jetzt plötzlich hilflos. Was sollte er denn mit ihr anfangen? Sie küssen . . . gewiß. Es kam ihm doch etwas merkwürdig vor. Marius war kein erfahrener Liebhaber. Aber er fühlte einen fiebernden Rausch in sich aufsteigen. Er wollte ihr zeigen, daß er Mut hatte, daß er kühn sein konnte wie irgend einer. Er wollte es ihr beweisen. Wie einfältig, wie dumm er doch gewesen war. Gleich einem Stück Holz hatte er immer in der Ecke gestanden, statt sich zu regen, statt ihr einmal mir nichts dir nichts um den Hals zu fallen. Das kam doch auch in der Geschichte mit der Brasilianerin vor. Man mußte nur nicht schüchtern sein. Er dachte erst daran, die Sache mit Joseph zu besprechen. Joseph schien ihm wie eine höhere, weisere Instanz, aber dann verwarf er die Idee. Er wollte allein zu einem Entschlusse kommen.

Er wollte erst sehen, ob Made ihm Gelegenheit gäbe. Darauf kam sehr viel an. Für Minuten faßte er dann Mut und war ganz begeistert. Dann schaute er

plötzlich wieder an seiner Uniform nieder und erschrak: Er schloß die Augen. Ihm wurde schwindlig. Der Plan kam ihm wahnsinnig vor.

Kann ein Mensch, der gelbe Knöpfe an seinem Rock hat, — kann der so etwas vollbringen? Er hielt es für unmöglich. Vielleicht machte sie sich über ihn lustig, vielleicht war das eine List, um ihn noch lächerlicher zu machen. Und zugleich strömte in sein junges Herz ein entsetzlicher Haß gegen seine Stellung, gegen sein Schicksal. War er für immer dazu verdammt, gelbe Knöpfe an seinem Rock zu tragen? Ja, er konnte vielleicht Kellner werden. Aber war dann der Abstand weniger groß?

Und dann sah er, wie zum Trost, auf seine schmalen weißen Hände. Die Zimmermädchen sagten oft, daß er schöne Hände hätte. Das war etwas, was ihn über seine Misere hinaushob. Was die Hände anbetraf, gehörte er sicher mit denen in der Halle draußen zusammen.

Aber Made war plötzlich sehr kühl geworden. Sie beachtete ihn kaum mehr. Es war ihm, als ob alles doch ein Scherz gewesen sei. Doch dieser Zustand einer gespannten Hoffnung quälte ihn über die Maßen. In einer bangen Erregung verbrachte er die Zeit.

Da, eines Morgens kam sie vom Garten her durch die Veranda geschritten und raunte ihm zu — und dabei lächelte sie ganz vergnügt: „Ich werde heute abend allein um elf aus dem Kasino zurückkommen.“ Mehr sagte sie nicht.

Marius war den Tag über ganz atemlos. Am Abend konnte er nicht essen. Von Stunde zu Stunde wurde er verstörter. Aber er wußte eigentlich gar nicht, was sich ereignen würde. Wie ein Entgeisterter starrte er auf die große Uhr, die über dem Eingang zur Bar in die Wand eingelassen war.

Jeden Augenblick wurde er ängstlicher. Es war ihm, als ob sich etwas sehr seltsam Schönes, vielleicht etwas Furchtbares ereignen würde.

Die Türe zur Bar war offen. Einige junge Amerikaner saßen drin und tranken eine Runde nach der andern. Sie sprachen laut und lachten, daß es herüberschallte.

Als der Zeiger auf elf rückte, war sie noch nicht da. Aber Marius zweifelte nicht daran, daß sie kommen würde. Was nachher folgte, machte ihm bange.

Ein paar Minuten darauf stand sie etwas atemlos im Entree. Sie trug ihr rotseidenes Kleid und hatte

ihre Haare offen. — Marius öffnete mechanisch den Lift.

Als sie hochfuhren, trat sie vor ihn hin: „Was werden Sie jetzt tun?“ Sie hatte einen unruhigen und doch wieder ernsten Glanz in den Augen.

Er stand vor ihr, ließ die Arme hängen und brachte kein Wort heraus.

Als sie oben waren, nahm sie ihn an der Hand und führte ihn nach ihrem Zimmer. Er hatte Angst und spähte umher, ob ihn keine Kammerjungfer sähe.

Made ließ die Türe hinter sich angelehnt. Er war plötzlich mitten im Zimmer und sah sich verwirrt um. Nach beiden Seiten standen Türen offen.

‚Was wird nun werden? Was wird nun werden?‘ dachte er. Er gewahrte, daß das Appartement keinen Salon, sondern drei Schlafzimmer hatte.

„Nun?“ fragte Made und kicherte.

Er hörte draußen die Liftglocke läuten: ‚Ich muß hinunter,‘ durchzuckte es ihn.

Sie empfand seinen Gedanken und faßte seine Hände. Er atmete schwer. Sein Blick wurde entsetzt und weit. Da warf sie sich auf ihn und küßte ihn wie eine Wahnsinnige. Eine traumhafte Gier glühte in ihm auf. Sie

rollten auf einen Diwan. Er ließ alles mit sich geschehen. Alles, was sie von ihm wollte.

Wieder und wieder tönte die Liftglocke. Er riß sich los. Er zitterte. Er starrte nach der Türe.

„Natürlich, Sie müssen gehen," raunte sie höhnisch, „gehen Sie doch, ich halte Sie nicht! Dienstbote! Lakai!"

Er war ganz entgeistert. Er wußte keine Silbe zu finden. Da verzerrte sich auf einmal sein Knabengesicht zu einem verächtlichen Grinsen. Er deutete mit dem Daumen nach dem Zimmer nebenan.

Sie verstand, was er sagen wollte, sprang auf und schlug ihn mit der Hand ins Gesicht. Er glaubte Feuer zu sehen. Sie traf ihn noch einmal.

Da lief er hinaus.

Mit ganz verschwommenen Augen kam er unten an. Er weinte leise und trostlos. Der Concierge kam aus seinem Bureau und fragte, was ihm fehle.

„Dienstbote! Lakai!" hörte er immerfort, und dann fühlte er ihre Hand links und rechts. Er mußte rote Striemen über die Wangen haben. Er glaubte keine Stunde mehr leben zu können. Welche Schmach! Er war von ihr geschlagen worden, nachdem er dieses

Furchtbare mit ihr erlebt hatte. Eine schmerzhafte, verzückte, wahnsinnige Verwirrung brannte in seinem Gehirn.

In der Nacht zog er sich ein schönes, weißes Hemd und seinen blauen Sonntagsanzug an, darauf bürstete er sich sorgfältig die Haare. Als er sich im Spiegel besah, schaute er gut und wie ein anderer Junge aus. Die Uniform zerknüllte er zu einem Bündel in die Ecke.

Dann schnitt er eine Vorhangschnur ab und ging hinunter, in die zweite Etage. Dort hängte er sich aus Versehen an den Kleiderhalter vor Madame Durands Zimmer. Er dachte vor Mades Türe zu sein, und er glaubte ihr so den tiefsten Beweis seiner Liebe zu geben.

Wäre er ein Jahr älter gewesen, so hätte er die Krisis wohl überdauert. Nach der Beschaffenheit seines Herzens aber konnte er nicht anders, als seine Situation zu ernst nehmen. Er erlitt den Tod jener Menschen, deren Blut eine andere Bestimmung hat, als die Umgebung ihnen zu erfüllen gestattet. Er war das Kind einer talentvollen Schauspielerin. Wer sein Vater gewesen, war selbst nach seinem Tode nicht festzustellen, da auch seine Mutter aus Unkenntnis ihres Domizils

von dem schmerzlichen Ereignis nicht benachrichtigt werden konnte.

Der Stiefelputzer fand ihn in der Morgenfrühe. Madame Durand wurde durch den Lärm geweckt und trat auf den Korridor. Sie stieß einen Schrei aus. Eine Minute später sah ihn auch Made. Sie bekam Krämpfe.

Marius' Tod wurde im Hotel zu einem Skandal.

Der ergraute Herr reiste mit den beiden Damen sofort ab. Mades verzweifelter Zustand aber ließ erkennen, daß sie, die selbst in einem seltsamen Schicksal gefangen war, den Jungen geliebt hatte.

Die Hinrichtung

Raymond lag auf seiner Pritsche und stellte sich schlafend. Es war fast dunkel in der Zelle. Durch die Luke in der Türe blickte etwas Licht herein. Im Gang schritt der Wachtposten auf und ab. Vier Wochen lang hatten zwei Wächter Tag und Nacht in der Zelle gesessen. Man befürchtete einen Selbstmord. Heute war er wieder zum erstenmal allein.

Er schloß daraus, daß es die letzte Nacht sei. Vierunddreißig Tage waren seit dem Todesurteil vergangen.

Raymond war kaum einundzwanzig Jahre alt. Er hatte ein sanftes Gesicht mit einem ruhigen Blick, trug die Haare in der Mitte gescheitelt und sah noch jünger aus, als er war. Während seiner ganzen Gefangenschaft hatte er einen stillen, harmlosen Charakter gezeigt.

Von einer Turmuhr hörte er vier helle, dann drei tiefere Schläge. Ein leises Frösteln kroch ihm über

die Haut. Er überlegte: ‚Vielleicht richten sie jetzt schon das Gerüst auf . . .‘, aber es war ja Sonntag. War es möglich, in der Sonntagfrühe einen Menschen vom Leben zum Tod zu bringen? Doch er schöpfte keine Hoffnung.

Er war abergläubisch. Er mißtraute der Ruhe, der Stille um ihn. Noch am Nachmittag hatte der Verteidiger ihn besucht. Sie hatten lange zusammen gesprochen. Aber beide waren befangen gewesen. Vor drei Tagen war die Revision des Prozesses verworfen worden. Darauf hatte der Advokat das Gesuch um Begnadigung gestellt.

Als ihm Raymond heute in die Augen sah, wußte er, daß es abgewiesen war.

Vielleicht hatten sie um dieselbe Zeit den Befehl zur Hinrichtung schon im Gefängnis.

Raymond legte seine Hände an den Körper. Er betastete seine Kniee. Er riß die Augen auf. Er dachte: ‚In einer Stunde schon werden diese Kniee in einen Korb fallen, in einen entsetzlichen blutigen Korb. Der Henker wird dann mit einem Tuch das Messer abwischen.‘ Raymond fühlte, wie sein ganzes Gesicht zuckte. Vor martervoller Angst.

Er sprach leise vor sich hin: „Wenn Gott barmherzig wäre, würde er mir eine Schnur geben. Es ist zwar kein Haken in der Zelle, an den ich mich hängen könnte, der Tisch ist in die Mauer eingelassen und der Stuhl an eine Kette gebunden, und alles gäbe auch zu viel Geräusch. Aber ich würde diese Schnur um meinen Hals schlingen und mit beiden Händen zuziehen ... zuziehen ...!“ Er horchte auf. Es tönten irgendwo Tritte im Hof. Es wurde wieder still. Seine Gedanken blitzten weiter: ‚Wenn ich doch ein Messer, nur ein kleines Federmesser hätte. Damit könnte ich mir in den Hals schneiden und still liegen und fühlen, wie es mir warm über die Brust ränne, bis ich müde würde ...‘

Gewiß, er hatte einen Menschen umgebracht. Das sollte gesühnt werden. Dafür wollte man ihn jetzt töten. Vielleicht, um andere abzuschrecken. Aber hatte das einen Zweck? Er war doch selbst der einzige, der jetzt wirklich abgeschreckt wäre. Und er verlor bei dem Experiment das Leben.

Wie unlogisch die Institutionen der Justiz doch waren!

Und konnte er denn dafür, daß der Tod des andern

damals bestimmt gewesen war? Irgendwie bestimmt. Hätte er ihm denn sonst die Kugel zwischen die Augenbrauen geschossen? Komisch, daß er ihn gerade da getroffen hatte. Aber es war wiederum ganz natürlich. Denn der andere hatte im letzten Moment, da er die Mündung des Revolvers vor sich sah, nur noch Augen gehabt, keine Stirne, keinen Mund, keinen Kopf mehr, sondern nur noch zwei brennende Punkte, die sich näherten, unaufhaltsam näherten, als wäre eben diese Kugel dazu da, sie auszulöschen.

Raymond hatte in jenem Augenblick seine Tat als die natürlichste von der Welt empfunden.

In einer schweren, dumpfen Träumerei sann er jetzt darüber nach. Er überlegte: ‚Mit zwölf Jahren hätte ich mir nie vorgestellt, daß ich einmal im Leben bei einem Weibe schliefe. Mit sechzehn habe ich doch bei einem Weib geschlafen. Damals war kein Gedanke in mir, der mich drängte, einen Menschen zu töten. Vor drei Monaten habe ich einen umgebracht. Ich habe es für möglich gehalten, einen Menschen umzubringen. So verwandelt man sich. So gefährlich ist es, sich zu verwandeln und immer zu tun, was man muß.‘

In der Türluke zeigte sich ein Kopf. Der Wächter starrte herein. Der Kopf verschwand wieder. Tritte tönten auf dem Gang. Die Ablösung kam heran. Tritte entfernten sich wieder. In einem Saal des Gefängnisses waren jetzt vielleicht die Journalisten versammelt und machten Notizen. Der Wächter war bei ihnen eingetreten und hatte gemeldet: „Er schläft gut, sogar sehr gut," und alle dachten: ‚Der Ärmste hat keine Ahnung, was ihm bevorsteht.'

Bei diesem Gedanken fühlte Raymond, wie ihn wieder seine Magenkontraktionen überkamen. Ein würgender, unheimlicher Kitzel kroch ihm durch den Leib. Es war ihm, als ob ihm ein Tier in den Gedärmen wühlte und das Unterste zum Obersten machte. Er biß sich auf die Zähne, um dieser Konvulsionen Herr zu werden. Aber er war ohnmächtig. Es war da etwas, das in ihm und doch außerhalb seines Willens geschah, wie einer seine eigene rechte Hand auf den Tisch legen kann und sehen, daß sie zuckt und sich bewegt, ganz einem fremden nervösen Instinkt untertan.

Aber Raymond krümmte sich unter diesen Schmerzen, die ihm den Schweiß aus den Poren trieben. Er hörte, wie die Uhr ein Viertel schlug.

Draußen ging ein feiner Regen nieder. Wie ein sanftes Summen klang es herein. Raymond richtete sich auf und ging ans Fenster. Er mußte sich an den Gitterstäben hochziehen, um aus der Luke sehen zu können. Draußen war die Dämmerung ganz grau. Es begann zu tagen.

An die Wand gelehnt, blieb der Gefangene stehen. Das Kinn war ihm auf die Brust gesunken, die Handflächen hatte er mit gespreizten Fingern an die kalte Mauer gepreßt. Er stöhnte, wimmerte, wollte an etwas Tröstendes, an irgend etwas denken, — er vermochte es nicht.

Er griff sich mit beiden Händen ins Genick. Da mußte das Messer ihn treffen. Ein Schlag, so entsetzlich und hart, wie wenn ihm ein riesiger Stein mitten ins Gehirn fiele. Mitten ins Gehirn. ‚Und dann,‘ so durchbebte es ihn weiter, ‚wird dieser Kopf im Dunkeln noch eine Minute, die lang wie ein Jahr ist, leben, trotzdem er nur ein Klumpen Blut sein wird.‘

Wieder begann es ihm in den Eingeweiden zu würgen. Er mußte sich den Bauch halten, um nicht laut zu schreien.

‚Und es wird Tag werden, ein herrlicher Frühlings-

tag', so irrten seine Gedanken, ,die Sonne wird scheinen über Paris ... über Paris, und ich werde nicht mehr sein ...' Eine weiche, tiefe Rührung überkam ihn. Er vermochte jetzt still und bekümmert zu weinen. ,Und im November,' dachte er, ,wäre ich einundzwanzig Jahre alt geworden; und morgen wird meine Seele vielleicht wie ein Windhauch um den Mond herumfliegen ... oder es kann ja auch alles aus sein ...'

Er zog sich wieder am Gitter in die Höhe. Der Himmel zeigte noch dasselbe Grau.

Ein schwerer Wagen fuhr durch einen fernen Hof.

„Sie kommen ..." schrie es in ihm auf. Er schwankte zur Pritsche und setzte sich nieder. Er gewahrte jetzt wieder das Gesicht des Wächters in der Türluke.

,Himmlischer Vater!' dachte er, ,steh mir bei!' Er horchte angestrengt, atemlos. Seine Kniee zitterten. „Habe ich nicht durch alle Ängste gebüßt," flehte er weiter, „kann man einen Menschen so lange martern? Ich habe einen umgebracht, aber er hat keine Sekunde gelitten, ich aber sterbe schon seit vierunddreißig Tagen."

Er starrte wieder nach der Türe. Das Gesicht des

Wärters war immer noch da. Jetzt drehte es sich seitwärts nach dem Korridor.

Aber es blieb still. Ein fernes Stampfen wurde hörbar, es klang wie das Hämmern eines Motors.

Raymond streckte sich aus. Seine Augen wurden groß und glasig. Sein Mund klappte immer auf und zu. Aber er gab keinen Laut von sich. Die Angst brannte ihm jetzt wie ein entsetzliches Feuer im Gehirn.

Er begann seine Atemzüge zu zählen, legte die Hände auf die Brust, um zu fühlen, wie sie sich hob und senkte. Er wollte sich jetzt die Guillotine vorstellen, aber er hatte nie in seinem Leben eine Guillotine gesehen. Statt dessen sah er ganz deutlich ein Zeitungsblatt und darauf abgebildet drei abgehauene Köpfe. Es waren drei Banditen, die in der Provinz geköpft worden waren, weil sie einem alten Mann die Füße ins Kaminfeuer gesteckt hatten, um Geld zu erpressen. Wie weit war er doch von solcher Grausamkeit entfernt, und doch erlitt er dasselbe Schicksal.

Für eine Weile wurde er ruhiger. Es war vielleicht doch alles gar nicht möglich. Vielleicht trat in der Morgenfrühe ein Mensch zu ihm in die Zelle und erklärte ihm, daß er vom Präsidenten der Republik

begnadigt sei. Wie wollte er diesen Menschen umarmen, vor ihm niedersinken! War sie denn ganz unmöglich, diese Barmherzigkeit? Konnte denn der Präsident schlafen in dieser Nacht, da so Entsetzliches geschehen sollte, — er, der einzige, dem es noch möglich war, Gnade zu gewähren.

Wie eine jähe Flamme stieg ihm wieder die Angst ins Herz. Das Blut brauste ihm im Kopf. Tobte wie ein Sturm in den Schläfen. Unheimliche Geräusche drangen an sein Ohr. Er konnte es nicht ertragen . . . er umklammerte mit den Fingern seinen Hals, bis sein Gesicht blau wurde und gedunsen, bis er jedes Gefühl verlor. Aber war es nicht möglich, daß er sich selbst erwürgte? Nach einer Weile sanken seine Hände nieder, seine Brust begann sich wieder zu regen. Er zog den Atem ein. Es tat ihm unendlich wohl. Es war ihm, als hätte er den Tod überwunden.

Der Regen draußen hatte aufgehört. Ein schwacher weißer Lichtstrahl fiel in die Zelle.

„Die Sonne" . . . durchzuckte es ihn . . . „die Sonne!" Wie ein Entgeisterter stierte er vor sich hin. Es war ihm, als hätte er nie das Licht gesehen . . .

nein, er konnte nicht sterben . . . bei allem, was lebte . . . er konnte nicht sterben. —

Jetzt aber kamen ferne Tritte. Erst klang es wie das Ticken einer Uhr. Dann aber schwoll es an, rückte näher, — etwas Entsetzliches.

Er lag jetzt lang ausgestreckt. Seine Glieder waren ganz steif.

Die Tür öffnete sich. Herren in schwarzen Röcken drängten sich herein. Der ganze Korridor war von ihnen angefüllt. Die draußen standen, reckten die Köpfe und sahen über die Schultern der Vordersten hinweg.

Raymond hatte sich aufgerichtet. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: „Ich komm schon . . .!“

Ein glattrasierter Herr näherte sich und verlas in Vertretung des Generalstaatsanwaltes ein Dekret. Raymond hörte die Stimme ganz deutlich, aber es kam ihm kein Wort zum Bewußtsein.

Es war nun schon ganz hell in der Zelle. Die Uhr schlug vier.

Als der Glattrasierte geendet hatte, traten die zwei Knechte des Henkers vor und nahmen den Verurteilten in die Mitte. Die andern machten Platz zur Rechten

und zur Linken. Durch diese Gasse schritten die drei hinaus.

Raymond war jetzt seltsamerweise viel ruhiger. Er schritt tapfer aus und horchte auf die vielen Tritte, die wie ein dumpfes Gehämmer hinter ihm herkamen. Es ging durch Korridore und Galerien. Voraus der Henker.

Es war, als ginge es jetzt in den Hof.

Aber man führte ihn in einen Saal. Da war ein Priester, und auf einem Tisch standen Flaschen und Gläser.

Der Priester kam ihm entgegen und wollte ihn trösten. Raymond aber lächelte trübselig und sagte: „Sie helfen mir ja doch nicht mehr!"

Man bot ihm Wein und Schnaps an. Er wies es ab. Aber er hätte jetzt Lust auf ein Kipferl gehabt. Doch es war kein Kipferl da, niemand hatte an so etwas gedacht. Da erklärte Raymond, man solle sich weiter keine Mühe geben.

Man zog ihm sein Hemd aus, so daß sein Oberkörper nackt blieb. Die Hände band man ihm an einen Gürtel auf den Rücken.

Als sie die Treppe hinunterschritten, fühlte Raymond,

wie er in den Beinen schwach wurde. Das heißt, die Füße wurden ihm furchtbar leicht; als ob die Sohlen kein Gewicht mehr trügen, glitt er von Stufe zu Stufe.

Die beiden Knechte nahmen ihn bei den Armen und stützten ihn.

Da das Tor nach dem Hof aufging, fröstelte es ihn. Der Morgen war doch sehr kühl. Draußen stand ein Zellenwagen mit zwei weißen Pferden. Es wurde die kleine Treppe angelegt. Raymond stieg mit dem Henker und den zwei Knechten hinauf. Er sah jetzt plötzlich auch, daß sein Advokat neben ihm saß.

Der Wagen fuhr an. Der Advokat legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Seien Sie standhaft!"

Raymond nickte dazu ganz ernst. Es fror ihn. Er dachte: „Wenn ich jetzt weinen könnte, würde es mir wohltun." Aber er konnte jetzt durchaus nicht weinen. Er konnte sich auch keine Gedanken mehr machen. Er hörte nur ein hohles Brausen im Kopf. Der Wagen holperte aus dem großen Tor des Gefängnisses.

„Jetzt kann es noch fünf Minuten dauern," sagte Raymond vor sich hin. Alle hatten es gehört, aber niemand antwortete ihm. Der Henker schaute an ihm vorbei, als wollte er sich auf kein Gespräch einlassen. Der Advokat sah ihn nachdenklich und betrübt an. Die beiden Knechte aber hatten eine stumpfe Ruhe in den Mienen. Sie erinnerten Raymond an zwei Metzgerburschen, die er als Knabe oft beobachtet hatte, wenn sie ein Rind ins Schlachthaus trieben.

Der Wagen fuhr jetzt ruhiger. Raymond vermochte seine Gedanken wieder zu sammeln. Es war zugleich, als ob eine große Stille in ihn käme. Er wußte nun, daß es geschehen würde, daß es keinen Ausweg gab.

„Es ist kalt!" äußerte er, nur um etwas zu reden. Es machte ihn glücklich, seine eigene Stimme zu hören.

Der Advokat nickte beruhigend, als wollte er sagen: „Nur noch einen Augenblick, wir werden gleich angekommen sein . . .!"

Plötzlich gab es einen Ruck. Der Wagen stand still. Die beiden Knechte rissen die Türe auf und legten die Treppe an. Der Henker sprang aus dem Wagen. Raymond stieg zaghaft aus. Der Advokat blieb sitzen,

als ob er erstarrt wäre und sich nicht vom Platz bewegen könnte.

Die Knechte hatten Raymond an beiden Armen gefaßt.

Und jetzt, da er um den Wagen bog, sah er einen weiten leeren Platz. Rings blitzten Waffen, Uniformen; die Soldaten der Garde Republicaine rissen die Säbel aus den Scheiden. Die Herren, die mitten auf dem Platz standen, nahmen alle die Hüte ab.

Es war totenstill.

Raymond blickte seitwärts. Da stand etwas Hohes und Schlankes zwischen den Bäumen des Boulevards. Halb verdeckt im Laub. Nur drei Balken. Zwei senkrechte und ein wagrechter.

Da brach ihm der Schweiß aus allen Poren, rann ihm über das Gesicht, über die nackte Brust. Sein Leib krampfte sich zusammen, seine Augen verdrehten sich, blickten weiß und stier, sein Mund sperrte sich auf, als ob er sich erbrechen wollte, aber nur ein winselndes Stöhnen, wie das Gähnen eines Tieres, kam heraus.

Wie Schrauben fühlte er die Hände der Henker an seinen Armen. Jetzt stand er am Fuße des Gerüsts.

Ohne daß er die Füße bewegte, kam er hinauf. Er wollte schreien, irgendeinen Laut von sich geben ... da sah er über sich wie ein blaues Feuer das Beil.

Er wollte in die Kniee sinken, aber schon rissen ihn die Knechte nieder, dicht vor den Augen hatte er ein schwarzes Loch, — ein Ruck, und er sah in den Korb, die Galle lief ihm aus dem Mund.

Zugleich fiel ihm das Messer wie ein zerschmetternder Balken ins Gehirn ...

Dem Kopf jagte das Blut ruckweise und im Takt der Herzschläge nach.

Als der Henker einen Augenblick später in den Korb sah, gewahrte er, wie ihn Raymonds Augen entsetzt und müde zugleich anschauten. Die Zunge, die etwas vorgeschoben war, bewegte sich leicht. Um den Mund aber hatte er einen unendlich bitteren Zug, als ob er eben allen Schmutz der Welt gekostet hätte.

Raymonds Kadaver wurde im Galopp nach dem Friedhof in Ivry gefahren, dort zog man ihn aus dem Korb, legte ihn in einen Sarg und verlud ihn in ein Automobil. Das brachte ihn nach der medizinischen Klinik.

Trotzdem schon mehr als eine Viertelstunde vergangen waren, hatte der Leib noch Gefühl in sich, ja

am Herzen konnten auf künstliche Reizungen hin noch drei Stunden lang Zeichen von Leben beobachtet werden.

Als die Journalisten von der Richtstätte wegfuhren, gewahrten sie in einer Nebenstraße ein schluchzendes Mädchen. Mehrere der Herren, die eine Sensation witterten, stiegen aus ihren Automobilen und befragten sie, die immer nur das eine äußerte: „Nun ist er tot!" Man schloß daraus allgemein, daß das junge Ding früher einmal seine Geliebte gewesen sei. Dem war aber nicht so. Sie hatte nur sein Knabengesicht in der Zeitung gesehen, und da er ihr hübsch vorkam und den Scheitel so schön in der Mitte trug, hatte sie ihn geliebt. Sie war wohl der einzige Mensch, der um ihn weinte.

Sommer

Es war ein heißer Vormittag. Wie ein weißes Feuer brannte die Sonne auf den Sand. Ich war auf der Straße gegen Trouville geschlendert und kam auf dem Strande zurück. Es war Ebbe. Vor dem Kasino hatte man die Zelte aufgeschlagen. Wie rotgestreifte Pilze blinkten sie im Licht des nahen Mittags. Über dem Wasser lag schon die Hitze dumpf und brütend. Ein Segelschiff, mit Holz beladen, zog langsam gegen Honfleur. Das Vorgebirge von Havre war in der Ferne in einen dämmerigen Rauch gehüllt.

Ich fand Germaine unter ihrem Zelt. Sie lag langausgestreckt auf der Chaiselongue und las.

Sie sah mich herankommen und hob den Blick. Ihre Augen waren ganz ruhig, fast teilnahmslos.

„Sie sind früh auf," sagte ich.

„Ich erwarte Jacques," antwortete sie und begann

mit einem schmalen Falzbein einen Roman von Barrès aufzuschneiden.

Ich hatte mich in den warmen Sand gesetzt und ließ die weißen blitzenden Körner durch meine Hand rinnen.

„Warum sind Sie gekränkt?“ fragte Germaine nach einer Weile. „Sie haben doch gewiß keinen Grund, gekränkt zu sein?“

„Ach nein . . .“

„Jacques ist doch mein Verlobter,“ wiederholte sie mit eigensinnigem, trotzigem Tonfall.

„Gewiß,“ sagte ich und fühlte, wie mir eine heiße, müde Qual im Herzen brannte. Ich wandte mich ab, starrte in die Sonne und sah Germaine dennoch deutlich und wie umhüllt von dem flimmernden Licht. Ihren blonden Kopf, ihren schlanken, reifen und doch wieder kindhaften Körper, den das hellblaue Seidenkleid mit aller Feinheit modellierte, ihre zierlichen Füße, die in kleinen, abgestumpften Seidenschuhen staken, und ihre schmalen, etwas mädchenhaft mageren Hände, die jetzt den gelbbroschierten Band hielten, der in ihrem Schoße lag.

Da hörte ich ihre Stimme: „Es ist taktlos, wenn

man seinen Kummer so sehen läßt.“ Ihre Worte tönten gereizt, fast feindselig.

Ich wandte mich nach ihr um. Ich hätte wimmern mögen wie ein krankes Tier, heulen wie ein verlassener Hund in der Nacht, aber ich sagte leise: „Es gab doch Augenblicke, wo wir uns liebten, ... du solltest dies nicht alles in mir töten wollen ...“

Germaine starrte mich mit ihren grauglänzenden Pupillen gedankenvoll an und antwortete nicht.

„Begreifst du das nicht?“ flehte ich.

„Ich muß heiraten,“ sagte sie gekränkt, „du weißt doch, daß wir Kredit brauchen.“

Ich fuhr fort und hatte mein Gesicht auf meine Kniee gekauert: „Am zwölften Februar haben wir bei den S. den ersten Tango zusammen getanzt. Jacqueline sollte dich nachher abholen und mit dir nach Hause fahren. Sie blieb aus. Ich geleitete dich bis zum Wagen, und im letzten Augenblick sprang ich auf.“

„Warum erzählst du mir das?“ fragte sie etwas erstaunt.

„Ich weiß es nicht, vielleicht weil es der Anfang war.“

„Du bist ein Schwärmer,“ wandte sie ein.

„Und denk' an die Nachmittage, da du zu mir kamst, da du immer soviel Angst hattest, denk' an die warmen Juninachmittage, an die weißen Rosen, an das Zimmer, das von Erdbeeren duftete, die ich dir Beere um Beere wie einem Kinde in den Mund schob."

„Später waren es Pfirsiche, nicht?" fragte Germaine und lächelte, verwegen und unschuldig zugleich. „Und Miß White wartete immer geduldig auf mich im Luxembourg . . ." Sie hatte sich aufgerichtet und sah hinaus in die blaue dunstige Atmosphäre, die über dem Meer lag. Ihr Gesicht hatte einen merkwürdig horchenden und wieder fragenden Zug.

„Ist dir nicht bang vor dieser Ehe?" fragte ich nach einer Weile.

„Warum?" fuhr sie aus ihrer Träumerei auf.

„Ich dachte mir das so."

„Jacques ist ein Mensch, den man heiratet," konstatierte sie darauf mit einem definitiven, bestimmten Ton. „Nicht nur, weil sein Vater drei große Fabriken besitzt, sondern weil man Vertrauen zu ihm haben kann."

„Das hättest du zu mir nie gehabt?"

„Du läufst ja allen Weibern nach . . ."

„Woher weißt du das?"

„Du hast es mir ja selbst erzählt und außerdem . . ." Sie brach ab und starrte mich prüfend an.

„Was wolltest du sagen?"

„Mit dir kann eine Frau ihren Mann oder ihren Liebhaber betrügen, aber sonst bist du doch eigentlich nicht ernst zu nehmen."

Ich lachte: „Na hör' mal, wie willst du das beweisen?"

„Ich weiß dafür keine Begründung, aber es ist eben so . . . hat dir das noch niemand gesagt?"

„Ich erinnere mich nicht."

Wir schwiegen beide.

„Stimmt dich das traurig?" hob sie wieder an.

„Nein, ich denke, daß man sich liebt, ist doch viel wichtiger, als daß man sich ernst nimmt."

Da sagte Germaine plötzlich ganz leichthin, und doch hatte jedes ihrer Worte ein seltsames Gewicht: „Aber ich liebe Jacques . . . ich liebe ihn wirklich, und ich nehme ihn sehr ernst."

„Das ist dein gutes Recht," antwortete ich. Blendende, wirre Strahlen flimmerten mir vor den Augen. Ein stechendes Feuer brannte mir in den Schläfen. Ich

hätte mich hinlegen und mein Gesicht zudecken und gräßliche Flüche leise ausstoßen wollen, um nicht zu jammern, um mich zu erlösen ... zu erlösen ...

Aber ich saß da wie erstarrt. Dann sagte ich ihr: „Du tust mir weh, absichtlich weh. Ich werde mich dafür rächen. Du erwartest Jacques. Wir werden sein Automobil auf dem Damm hören. Er wird auf dem Strande daherkommen. Wenn er zehn Schritte hinter unserem Zelt sein wird, wenn seine Tritte schon im Sande knirschen ... dann werde ich dich küssen. Du wirst zittern vor Angst, daß er uns sehen könnte; du wirst beben am ganzen Körper, und ich werde dich nicht loslassen, ehe er nicht so nahe ist, daß wir glauben ..."

„Das wirst du nicht tun ..." unterbrach sie mich spöttisch.

„Doch!" sagte ich. „Und wenn ich dich überhaupt nicht losließe, was würde geschehen?"

„Du willst mich ängstigen." Germaine blickte mit großen erregten Augen. Ihr Mund lächelte verwirrt und trüb. „Du willst ja gewiß nicht meine Zukunft zerstören, es wäre entsetzlich. Versprich mir, daß du es nicht tun willst, versprich es mir!"

Sie hatte sich vorgebeugt. Ihre Stimme klang beschwörend. Sie legte ihre schmalen Hände an die Schläfen, sie zog mit ihren Fingerspitzen ihre blonden Haare über die Stirne.

„Du kannst ja alles vermeiden ...“

„Wie?“

„Du kannst ja sofort aufstehen und weggehen.“

Sie sann, lächelte dann geringschätzig: „Ich bleibe da, du glaubtest sonst, daß ich Angst vor dir hätte.“

„Du bist stolz, das gefällt mir, aber ich werde tun, was ich dir gesagt habe.“

„Du bist ein Scheusal, ich hasse dich!“ zischte sie mir entgegen. Sie war schön, sie war rührend in ihrem Zorn. Ich hätte vor ihr niederknieen und so demütig und dankbar ihre Hände küssen wollen, dankbar für alles Vergangene, trotzdem sie heute meinem Herzen so weh tat. Aber zugleich brannte die Hoffnung in mir, sie noch einmal ganz still und hingegeben zu sehen. Vielleicht nur für Sekunden. Und gerade in diesem Augenblick, wo wir beide soviel aufs Spiel setzten. Wenn je Leidenschaft für mich in ihr geglüht hatte, mußte sie da, für die Dauer von ein paar Atemzügen

heraufstrahlen wie etwas Kühnes und Heißes und Schönes.

Germaine hatte ihre Stellung nicht verändert. Ihr Blick glänzte immer noch grell und bang.

Auf dem Strande kam eine Horde Kinder mit Geschrei heran. Hinterher folgten Kindermädchen mit Klappsesseln, Spaten und Blechtöpfen, mit Krabbennetzen und Spielzeug.

Darauf sahen wir Monsieur und Madame Bérard. Mit ihnen war Charles. Bei Spaziergängen waren die drei immer zusammen. Monsieur Bérard pflegte dann wie ein älterer diskreter und taktvoller Herr etwas vorauszugehen, während seine junge dreißigjährige Frau mit Charles nachfolgte.

Charles hatte das Verdienst, blauäugig und ein hübscher, zwanzigjähriger, sonnenverbrannter Mensch zu sein.

Als die drei auf die Höhe unseres Zeltes kamen, hob Monsieur Bérard den Hut und grüßte gemessen und mit Distinktion. Charles winkte nur mit der rechten Hand. Madame Bérard nickte. Sie war groß und trotz ihrer Dreißig schon etwas üppig.

Germaine folgte den dreien mit ihrem Blick und sagte: „Der Ärmste!"

„Hast du Mitleid mit ihm?"

„Ja, jedermann weiß, daß ihn die beiden betrügen, und er weiß es vielleicht auch; und trägt es so heroisch."

„Ja, er ist rührend," sagte ich. Es klang unwillkürlich wie ein Spott.

Wir horchten beide. Wir hörten ein Automobil. Aber der hohe, summende Ton verlor sich in der Ferne. Wir atmeten auf. Es war, als ob wir beide für einen Augenblick erleichtert wären.

„Du wirst es nicht tun," begann Germaine nach ein paar Augenblicken.

„Traust du es mir zu oder nicht?"

„Ich weiß es nicht . . . vielleicht bist du nur brutal. Du willst mich demütigen . . ."

„Hättest du es nicht verdient?"

Sie lachte: „Du bist komisch, du drohst mir, und schließlich hättest du doch nicht den Mut . . . du hättest ihn einfach nicht." Germaine nickte vergnügt kichernd, als wollte sie sagen: ‚Da hast du nun meine Meinung.'

„Du wirst ja sehen."

„Es wird heute ein Gewitter geben," begann sie wieder unruhiger, „die Luft ist vor Hitze ganz grau."

„Du hast Angst."

„Nein, ich habe keine Angst," sagte sie ruhig, und fast im selben Atemzug: „Jetzt kommt er!"

Wir hörten fernher auf der Straße ein Knattern, eine Rauchwolke stieg zwischen den Villen auf, schon schoß der graue Rennwagen oben um die Biegung und stob den Damm hinunter gegen die Kabinen. Ich hatte mich vorgebeugt. Ich sah, wie der Mechaniker absprang, wie Jacques nachher aus der Höhlung kroch, wie beide den Wagen umstanden und das Motorgehäuse aufdeckten, als ob sie darin etwas kontrollierten.

Germaine lag zurückgelehnt und war etwas blaß. Ihre Lippen wölbten sich verächtlich. Ich sah, wie sie mit ihrem Stolz kämpfte, wie das Blut in ihrem Halse klopfte, wie es sie hin und herriß.

„Du kannst ja alle Gefahr vermeiden und ihm entgegengehen," wiederholte ich ihr.

„Deinetwegen? Ach nein ..."

Ich beugte mich wieder aus dem Zelt. Jacques kroch eben aus seinem blauen Mechanikeranzug und zog sich die dicken, stulpigen Lederhandschuhe aus.

Er schaute prüfend herüber, als suchte er unser Zelt, und schlug dann die Richtung ein. Nach ein paar

Schritten sah er sich noch einmal um, blieb stehen, schrie dem Chauffeur etwas zu und schritt dann tapfer aus.

„Er ist gleich da," sagte ich.

Germaine wollte lächeln, aber sie schnitt nur eine wunderliche, hilflose Grimasse.

„Wir haben noch zwei Minuten Zeit . . ." flüsterte ich. Ich fühlte, wie ich selbst vor Aufregung zitterte . . . „wenn du mir entgegenkommst, gebe ich dich frei. Sonst lasse ich dich nicht los, was auch immer geschehen mag."

Da wurden ihre Augen groß und weit, ein angstvolles Flackern flog über ihre Pupillen. Dann war sie während einer Sekunde atemlos erstarrt, wie über einer entsetzten, bangen Ratlosigkeit. Ihr Mund öffnete sich und schloß sich wieder. Es war, als ob ihr Gesicht sich auflöste, als ob alle Linien sich lockerten.

Aber jetzt hob sie den Kopf. Ihr Gesicht, das bleich war wie das einer Toten, näherte sich langsam und wie tastend . . . ich küßte ihren warmen schönen Mund.

„Hab' ich dir weh getan?"

Sie nickte und lehnte sich langsam mit geschlossenen Augen zurück auf den Stuhl.

Ich stand auf und ging Jacques entgegen. Es war, als ob sich meine Brust wie in einem Krampf zusammenzöge. Meine Glieder waren über der Erregung wie gebrochen. Ich wußte selbst nicht, warum ich ihr, die ich doch so sehr liebte, diese Demütigung hatte antun müssen.

Jacques war vergnügt und lud mich für den Nachmittag zu einer Fahrt nach Deauville ein. Als wir unter das Zelt traten, öffnete Germaine die Augen und blinzelte in die Sonne, als ob sie eben aus einem leichten Schlafe erwachte. Sie war einsilbig, sah mich zuweilen während des Gespräches ein wenig neugierig an, ohne aber befangen zu sein.

Vom Hotel her tönte der Gong. Es war Zeit zum Déjeuner. Wir schritten langsam hinauf zum Villenquartier.

Vor dem weißen Haus, das in den Bäumen stand, gingen Monsieur und Madame Y. auf und ab.

Jacques küßte seine zukünftige Schwiegermutter auf beide Wangen und fragte nach Jacqueline.

„Das arme Kind liegt im Bett und hat Migräne,“ sagte Madame Y. Sie war eine dunkelblonde, vierzigjährige und noch kokette Dame, die, nur etwas ver-

wittert, ganz Germaines Gesichtszüge zeigte. Sie beging den Fehler, Jacques gegenüber stets um eine Nuance zu entgegenkommend zu sein. Das gab ihr einen unsicheren Zug und drückte etwas zu sehr aus, wie große Hoffnungen sie in mancher Hinsicht auf diese Heirat setzte.

Monsieur Y. dagegen war ein durchaus aristokratischer ergrauter Fünfziger. Er hatte lange in den Kolonien gelebt und war leberkrank. Seine Gesten waren leise und still. Er lud mich, während die anderen ins Haus gingen, zu einem Glase Porto unter die Bäume ein. Er sprach wie immer ruhig und gedämpft von sehr unbedeutenden Dingen. Ich verabschiedete mich bald.

Nach dem Essen ging ich in den Wald hinauf, gegen das Sémaphore. Aber ich vermochte meine Beine kaum zu schleppen. Ich war todmüde. Eine Stunde lang saß ich halb eingeschlafen im Schatten auf einer Bank. Ich hörte auf den monotonen Singsang der Insekten, auf das Sausen der Automobile, die in fast regelmäßigen Zwischenpausen unten auf der weißen staubigen Straße dahinzogen.

Ich hatte eine dumpfe Trostlosigkeit in mir. Wie

einer, der nicht vorwärts und nicht rückwärts sehen kann, weil beides ihn schmerzt.

Ich muß dann wirklich eingeschlafen sein. Später hatte ich das Gefühl, als ob jemand vor mir stände. Wie ich aber die Augen öffnete, war ich doch allein. Als ich auf die Uhr sah, ging es gegen vier. Ich lief den Weg hinunter und holte Monsieur Bérard ein.

Langsamer ging ich mit ihm weiter. Ich tat die einfältigste Frage und sagte: „Wie geht es Ihrer Frau?"

Ich fühlte, wie er mich von der Seite hilflos und mißtrauisch ansah. Dann antwortete er: „Ich danke, es geht ihr gut. Die Meerluft bekommt ihr ausgezeichnet." In diesem Tone sprach er weiter. Aber wir dachten beide an Charles.

Als wir uns verabschiedeten, drückte er mir dankbar die Hand. Der Gedanke, daß ihn meine Gegenwart vielleicht etwas zerstreut hatte, tat mir wohl. Er kam mir vor wie ein Leidensgenosse.

Vor dem weißen Hause stand der Rennwagen schon bereit. Jacques und Germaine krochen in die Höhlung. Da nur zwei Plätze vorhanden waren, setzte

ich mich auf den Werkzeugkasten, der zur Linken auf dem Trittbrett stand.

Der Mechaniker kurbelte an und kauerte sich auf das andere Trittbrett. Der Wagen bebte unter dem Hämmern des sechzigpferdigen Motors. Monsieur und Madame Y. starrten voll Stolz auf Jacques, der jetzt den Motor einschaltete. Die elektrische Hupe krächzte. Wie ein Pfeil flog der Wagen davon.

Ich fühlte den Luftstrom gegen die Brust, gegen das Gesicht. Bergan, bergab sausten wir im selben Tempo. Ich mußte mich bei dieser Schnelligkeit dicht an die Karosserie schmiegen, um nicht den Sitz zu verlieren. Germaines Gesicht war hart neben dem meinen. Sie schaute geradeaus. Wegen des dichten Schleiers konnte ich ihre Augen kaum sehen.

Wir begegneten, überholten Wagen, fegten in einem Atemzug vorbei. Es gab mir eine wunderliche Erregung, derart auf einer schmalen Planke zu sitzen. Ich hätte nur loszulassen brauchen, um mit einer Geschwindigkeit von siebzig Kilometern gegen ein Eisengeländer oder einen Baum oder einen Pfeiler aus Sandstein zu fliegen.

Den andern gegenüber wäre es natürlich rücksichts-

los gewesen, weil sie eine halbe Stunde später nach Deauville gekommen wären. Vielleicht hätten sie aber nach diesem Schauspiel auch keinen Appetit mehr auf Tee und Petits Fours gehabt.

Mir schien plötzlich, als ob Germaine den Kopf gedreht hätte. Dann fühlte ich ihre linke Hand auf der meinen, als ob sie sie festhalten, umklammern wollte.

Vielleicht war es nur eine nervöse Bewegung aus Besorgnis, ich möchte wirklich wegfliegen. Oder war es ein Zeichen? Mein Herz klopfte heftig und bang.

Schon sahen wir in der Tiefe die ersten Villen von Trouville. Langsamer fuhren wir bergab, überquerten den Fluß und hielten vor dem Kasino in Deauville.

Jacques wollte für eine Viertelstunde zum Bakkarat. Germaine und ich blieben auf der Terrasse sitzen.

Der Abend war schwül. Wir schauten hinüber nach dem Hafen von Trouville, wo wie gelbe glänzende Bijoux eine Yacht neben der anderen lag. Eben fuhr der Abenddampfer nach Havre aus dem Bassin.

Um uns schwirrten die Laute vieler Sprachen. Auf den Tennisplätzen am Strand liefen helle Flecke hin und her.

Germaine war nachdenklich, melancholisch.

Wir sprachen lange nicht.

„Aber liebst du ihn denn wirklich?“ bat ich endlich.

„Wie du mich quälst!“ sagte sie. Tränen standen ihr plötzlich in den Augen.

„Bist du unglücklich?“

Sie nickte hilflos wie ein kleines Mädchen. Ich bot ihr eine Schale mit Cakes hinüber. Dabei konnte ich ihre Hand berühren. Wir erbebten beide.

Da trat Jacques auf die Terrasse.

„Komm nach dem Diner in unsern Garten!“ sagte sie, als er schon fast vor uns stand . . . „aber daß dich niemand sieht!“

Wir fuhren nachher schweigsam nach Hause.

Als wir zurückkamen, war es Zeit zum Baden. Wir fuhren direkt an den Strand. Monsieur Bérard pflegte mit uns zu schwimmen. Die See war ruhig. Das Wasser wie gekocht. Die Hitze wollte auch vor der Nacht nicht weichen.

„Machen Sie nach Tisch einen Spaziergang?“ fragte Monsieur Bérard, während wir schwammen. Mir war, als wollte er sich in seinem Kummer ganz an mich klammern.

„Heute nicht, vielleicht morgen," gab ich zurück.

Ich verbrachte den Abend in einer qualvollen, schmerzhaften Erregung. Als es dunkel war, irrte ich auf dem Damm, nachher auf der Straße. Ich umkreiste das Haus, nahte mich vom Strande her dem Garten. Es war Licht auf der Veranda. Man war noch beim Essen.

Ich hörte Jacques' Stimme, die laut erzählte. Madame Y.s Stimme mischte sich darein.

Ich irrte weiter, kam nach einer Viertelstunde zurück. Die Terrasse war jetzt dunkel. In den Schlafzimmern blinkte Licht. Da sah ich Germaine jenseits unter den Bäumen auf einer Bank sitzen. Ich kletterte über den Hag, wollte einen Umweg machen, um nicht auf die Lichtung zu treten.

Da kam Jacques aus dem Haus. Er stieß einen leisen Ruf aus. Ich sah, wie Germaine den Kopf hob und antwortete.

An einen Baum gelehnt blieb ich stehen. Jacques ging auf sie zu, setzte sich neben sie, küßte sie auf den Hals, küßte ihr ganzes Gesicht. Sie hob ihre Arme, umschlang ihn und gab ihm jeden Kuß zurück.

Ich hätte jetzt weggehen sollen. Aber ich war ganz

schwach. Ich konnte mich nicht rühren. Ich verlor den Atem.

Nach einer Weile war mir, als würde alles dunkel. Ich sah jedenfalls nichts mehr.

Ich schleppte mich zurück und kroch über den Hag. Ich irrte nach der Villa von Monsieur Bérard. Er saß im Garten vor dem Haus und reichte mir beide Hände. Er begann zu sprechen, redete aber etwas irr.

Plötzlich sagte er: „Wissen Sie, was das Schlimmste ist? Die beiden sind jetzt drin im Haus und genieren sich gar nicht, denn sie wissen, daß ich zu taktvoll bin, um hineinzugehen. Was würde es auch nützen? Ich müßte schreckliche Dinge vollbringen ..." Er brach ab.

„Natürlich!" pflichtete ich ihm bei.

„Sie sind noch jung," fuhr er fort, „aber wenn Sie einmal im Leben eine Frau wirklich lieben, so kann sie Ihnen alles ... alles antun ... und Sie werden nie von ihr loskommen ..."

Ich nickte, als ob in diesen Worten etwas von meinem Schicksal beschlossen sei.

„Gehen wir spazieren!" schlug ich vor.

Wir schritten langsam auf der Straße, kamen an

dem weißen Haus vorbei. Es war jetzt ganz dunkel. Monsieur Bérard redete immer weiter, als ob ich gar nicht da wäre. Aller Schmerz der erlittenen Demütigung brach aus seinem Herzen hervor.

Es war mir ein Trost, daß er litt, daß ich mit meiner Qual nicht allein war, und dennoch war es mir entsetzlich, den alten Herrn in dieser heißen Sommernacht verzweifeln zu sehen.

Variété

Saita war neun Jahre alt, als Senar sie entdeckte. In weniger als drei Monaten hatte er sie vollständig ausgebildet. Sie traten zuerst mit großem Erfolg in Amerika auf und reisten dort während zwei Jahren.

Es war zu Beginn der Tournee in Europa, Saita hatte das zwölfte Jahr noch nicht erreicht, als die Katastrophe in Paris geschah.

Senar war in Frankreich, Italien und Ägypten schon seit Jahren als Hypnotiseur von außerordentlicher Fähigkeit bekannt gewesen. Seine besondere Kraft aber war die Gedankenübertragung. Er hatte eine mystische Sensibilität, um das Fluidum der Seelen zu empfinden. Mit verbundenen Augen ließ er sich von irgendeinem auf der Bühne sitzenden Menschen aus dem Auditorium, der sich dafür angeboten hatte, durch den ganzen Saal dirigieren, einzig der Willensrichtung dieses Individuums gehorchend. Mit weitausgestreckten Armen,

die wie Fühler vor ihm herschwebten, wand er sich durch die Reihen der Zuschauer, stand da und dort still, berührte diese und jene Person, schrie zuweilen, wenn die Willensverbindung zwischen ihm und seinem Mentor nachzulassen schien, mit hoher, etwas kreischender Stimme: „Denken Sie! Denken Sie!" und huschte dann weiter, wenn ihn wieder der Strom aus dem Gehirn des anderen wie eine geheimnisvolle Macht erfüllte. Er führte so jede Bewegung aus, die ihm die Gedankenfolge des anderen diktierte, gehorchte jeder Idee wie einer seltsamen Welle, die aus dem Bewußtsein des anderen zu ihm überfloß und ihn inspirierte. Das war seine unerklärbare, geheimnisvolle Gabe.

Senar war von Geburt Armenier, klein von Statur, mit einem braunen, verrunzelten Gesicht. Erstaunlich standen zu dem schwarzen Haar seine grauen Pupillen, die wie poliertes Metall glänzten. Saita fand er durch Zufall in Algier. Sie war ein schmächtiges Araberkind, das durch den Straßenstaub kranke Augen hatte, welches Leiden von den einheimischen Ärzten dadurch behandelt wird, daß man den Kleinen die Innenseite der Lider ritzt, so daß das Blut über die Augen strömt. Da dieser Anblick den Fremden oft ein Anlaß

des Mitleids ist, pflegen die Kinder in diesem Zustand zu betteln. So fand Senar die Kleine auf der Straße mit zwei blutenden Wunden im Gesicht. Instinktiv fühlte er, daß er eine große Macht über sie hatte. Sie, die ihn kaum sah und seine Gegenwart durch den trüben Schein des Blutes nur vag empfinden konnte, zog, unter der Kraft seines Willens stehend, ihre bettelnd erhobene Hand zurück, neigte sich demütig und scheu, verhielt sich dann, als ob sich ihr Geist seinem Geist öffnete, in einer mysteriösen Erstarrung still, während Senar plötzlich und wie aus dem Unbewußten aufsteigend das Bewußtsein seiner Macht über dieses Wesen fühlte.

Er erschauerte selbst wie über einem Geheimnis.

Er hatte bis zu jenem Tage den Willen der anderen empfangen, hatte Personen, die er hypnotisiert hatte, durch das Wort geleitet, aber er hatte noch nie ein Medium gefunden, das der Influenz des Willens gehorchte, das ihm in seiner Veranlagung gleich war.

Saita war über ihr Alter entwickelt und geschmeidig wie eine junge Katze. Schon nach den ersten Versuchen, sie zum Zweck eines gemeinsamen Auftretens zu erziehen, erkannte Senar, daß sein Einfluß auf ihre mediale

Veranlagung erstaunlich wuchs. Etwas anderes trat hinzu. Saita geriet bei den Experimenten immer mehr in einen schlafwandlerischen Zustand, während dessen sie verblüffende Dinge vollführte. Senar hatte sofort die Idee, ihre außergewöhnlichen körperlichen Fähigkeiten auszunützen. Nach Verlauf von zwei Monaten vermochte sie in diesem Traumzustand auf die fünf Meter hohe Bambusstange zu klettern und darauf so ruhig zu stehen wie ein Nachtwandler auf einer Dachrinne. Sie sprang durch einen mit Messern bekränzten Ring, stach sich feine lange Nadeln durch die Arme, ohne sich zu verletzen, kurz, sie vollbrachte die Kunststücke indischer und chinesischer Gaukler, während sie an Senars Willen wie an einem Faden hing. Sein Einfluß legte sich wie eine furchtbare brutale Gewalt auf ihr Gehirn und schaltete ihre eigene seelische Existenz so aus, daß sie während dieses stummen, unheimlichen und erregenden Dramas nur noch seinen Intellekt in sich hatte.

Senar erreichte dieses seltsame Resultat nicht zuletzt durch die absolute Indifferenz, die er gegenüber dem jungen Mädchen empfand. Er sah in ihr nur die Veranlagung. Sonst war sie ihm gleichgültig. Er

wußte, daß sie bei jeder Vorstellung das Leben riskierte, sobald der Antrieb zur Handlung in seinem Willenszentrum erloschen wäre. Er selbst ließ sie ja auf der Stange stehen, an den Messern vorbeigleiten, wo sie sich sofort zu Tode verwundet hätte, wenn er sie mitten in der Aktion mit seiner Kraft im Stich lassen sollte. Während der ersten Versuche hatte er gefürchtet, sie zu töten, nachher aber wurde er ganz sicher, kaltblütig, ruhig. Er reiste mit ihr wie mit einem seltsam dressierten, merkwürdigen Tiere.

Er hatte auch kein größeres Mitgefühl für sie.

Das änderte sich plötzlich. Saita hatte sich entwickelt, sie war als Orientalin mit zwölf Jahren fast erwachsen. Er sah es zum erstenmal, als sie in Europa landeten und sie in Cherbourg die Schiffstreppe hinunterstiegen. Da gewahrte er, daß Saita Hüften hatte, daß ihr knabenhafter, hagerer Körper verwandelt, daß ihre spitzen Schultern rund geworden waren.

Er erstaunte, hielt fast den Atem an. Es war ihm sonderbar.

Im Zuge saß er ihr nachher mit einer gewissen Beklommenheit gegenüber und schaute ihr zu, wie sie mit ihren braunen, langen Fingern, die bis zu den

Knöcheln mit Henna gefärbt waren, eine Orange schälte. Er betrachtete ihren geschweiften Mund mit den fast zu schmalen Lippen, und ein Unbehagen bemächtigte sich seiner. Wieder glitt sein Blick über das sanfte Oval ihres Gesichtes, ruhte auf dem kaffeebraunen Ton ihrer Haut, so daß sie unwillkürlich ihre glänzenden schwarzen Augen weit öffnete und ihn fragend anstarrte.

Da verzog er sein Gesicht zu einem sonderbaren und etwas bitteren Lächeln und sagte: „Wissen Sie, daß Sie schön sind?"

Saita lachte, ihre Zähne blitzten. Das Kompliment machte ihr Vergnügen.

Er betrachtete sie wieder mit halbgeschlossenen Lidern. Saita sann und hatte einen vergnügten Zug um den Mund. Vielleicht sah sie plötzlich einen Weg, Einfluß auf ihn zu gewinnen, vielleicht dachte sie an die Möglichkeit, seine Geliebte zu werden. Sie wußte, daß Senar reich war. Sie hielt ihn für schlau und geizig. Jedenfalls lag für sie im Reichtum die größte Macht des Mannes. Ihrer Abstammung und Rasse gemäß beugte sie sich davor sklavisch. Sie hatte ihn für Frauen schon viel Geld verschleudern sehen.

Warum sollte nicht sie daraus einen Vorteil ziehen können?

Wenn sich Senar ihr in den zwei Jahren noch nicht genähert hatte, war es, abgesehen von ihrer Jugend, vielleicht darum nicht geschehen, weil er instinktiv in einer leidenschaftlichen Verbindung zwischen sich und dem jungen Mädchen eine Gefahr für ihre Fähigkeiten als Medium, jedenfalls eine Verringerung seines Willenseinflusses auf sie witterte.

Jetzt aber lebte das Begehren plötzlich mit einer ganz unheimlichen Kraft in ihm auf.

Sie kamen gegen Abend in Paris an. Die erste Vorstellung sollte am folgenden Tage stattfinden. Für den kommenden Morgen war eine Probe vorgesehen. Senar hatte von Neuyork aus einen Kontrakt mit einem der großen Variétés abgeschlossen. Er sollte mit Saita als eine der letzten und wichtigsten Nummern des Programms auftreten.

Senar pflegte an Abenden, da keine Vorstellung war, allein auszugehen. Saita blieb dann im Hotel, las französische Romane oder beschäftigte sich mit ihren Puppen. Sie hatte eine reizvolle Sammlung großer raffiniert gekleideter Wachspuppen, an denen sie ihre spielerische Freude stillte.

Durch die Ankunft in Paris aber war sie in eine leichte Erregung gekommen. Nicht als ob die äußeren Eindrücke auf sie so stark gewesen wären. An den Tumult der Straßen und an die großen Geräusche der neuen Zeit war sie von den Städten Amerikas her gewöhnt. Paris aber war für sie ein Ort, den die Neugier ihrer Seele schon lange erwartet hatte, eine Stadt voll verborgener Merkwürdigkeiten, die sie sich in ihrem Geiste zu phantastischen Bildern ausmalte.

So war sie glücklich, als Senar sie gleich am ersten Abend in eines der eleganten Restaurants in der Gegend der Madeleine zum Souper führte. Saita war von der freudigen und kindlichen Koketterie der farbigen Rassen. Sie wußte auch, daß sie mit ihrem mädchenhaften und doch reifen Körper Eindruck machen mußte. Sie trug ein einfaches grünseidenes Kleid, wozu sie nach der Art orientalischer Tänzerinnen einen violetten Schal um die Hüften geschlungen hatte: ein Seidentuch von derselben Farbe band sie wie einen Turban um ihren Kopf.

Sie fiel auf. Die Blicke folgten ihr. Senar nahm sich neben ihrer Jugend seltsam verwittert aus. Er empfand es. Die Neugier der Menschen schmerzte ihn.

Er fühlte dumpf, daß er sie liebte. Er fühlte aber auch, daß er alt war.

Saita zeigte an diesem Abend den ganzen Jubel ihres Temperamentes. Die Musik der Zigeuner, die elegante Pracht des Raumes berauschten sie. In ihren Augen blitzte es wie weiße flirrende Feuer. Senar war mürrisch, gereizt. Sie merkte es nicht. Das quälte ihn wieder. Er legte wie ein Passionierter und Erregter jeder ihrer Gesten eine Bedeutung bei. Aber Saita war im Grunde viel naiver, als er sich vorstellte. Wenn sie den Herren Augen machte, mit den fremden Menschen redete, die an den Nebentischen saßen und sich an ihrem orientalischen Charme entzückten, sah er überall Absicht und Begier.

Man forderte sie auf zu tanzen. Sie sagte zu. Die Zigeuner stimmten eine spanische Weise an. Saita trat auf den roten Teppich. Ihre Hände und Füße gaben den Rhythmus. Aber der Tanz kam aus den Hüften. Erst wiegte sie sich leise. Im Takt der Chaloupée. Ihr Gesicht schien noch schlafend und still, als wäre noch alles Blut in den Gliedern. Der Zigeuner gab mehr Tempo. Das Cymbal klirrte wild und schreiend, wie das Krächzen von heiseren Vögeln. Doch Saitas

Gesicht erwachte. Ihre Augen strahlten groß und ekstatisch. Über ihren Teint irrten die farbigen Reflexe ihres Gewandes, aus der Seide trat in seiner bebenden Schlankheit das verzückte Bild ihrer nervengepeitschten Glieder, und sie begann den heiligen Tanz der Araber: la danse du ventre. Wie eine gespannte und wieder losgelassene Feder schnellte ihr Leib, ihr Mund verzerrte sich zu einem verwirrten Lächeln der Wollust, ihre Pupillen wurden schmerzhaft weit, ihre Seele glühte in einem furchtbaren und heißen Traume, der ihr wieder in ihren Körper sprang, so daß sie in eine wilde und schäumende Raserei verfiel und auf dem Teppich zusammenbrach.

Blumen überdeckten sie, rote und weiße Blüten, aus denen sie wie eine kleine braune Göttin erstaunt und verwirrt aufblickte. Dann kamen die jungen Herren mit großen Büschen gelber Rosen und legten sie Saita in die Arme. Sie grub ihr Gesicht hinein und lächelte, heiter, erwartungsvoll und ganz entgeistert.

Senar war aschfahl. Der Abend wurde für ihn zu einer Marter.

Als sie nachher ins Hotel fuhren, konnte er sich nicht mehr halten. Er neigte sich zu ihr, die in unruh-

volle Träumerei versunken in der anderen Ecke des Coupé saß, und raunte erbittert und gequält: „Sie haben sich benommen wie eine Dirne."

Sie blickte erstaunt auf, wie wenn sie das als unerwartete Störung empfände, und antwortete nicht.

In der Nacht lag sie wach. Eine fieberhafte Erregung war über sie gekommen. Ein ganz neues Leben hatte sich da vor ihr aufgetan. In den großen Rosenbüschen hatte sie Visitenkarten gefunden mit hastig darauf gekritzelten Worten. Man bestürmte sie, machte ihr Anträge. Junge, schöne Menschen begehrten sie. Das tat ihr wohl. Senar kam ihr jetzt alt und häßlich vor. Er hatte sie entdeckt, ja, hatte sie berühmt gemacht. Ihr Bild war in den Revuen zu sehn, und ihr Name stand in den Zeitungen. Sie war aber darob nicht glücklich geworden. Ihre Gabe als Medium war ihr von der Natur verliehen, aber ihr Herz hatte keinen Anteil daran. Und ihr Herz erwachte jetzt und verlangte einen Menschen zu lieben. Doch nicht Senar war dieser Mensch.

Hätte er sie vorher, vielleicht vor einem Monat noch, mit brutaler Gewalt genommen, so hätte sie sich vor ihm gebeugt. Jetzt aber war es zu spät. All ihre

Demut vor seinem Reichtum, all die Befangenheit ihrer Abstammung war von ihr gewichen, — urplötzlich und in wenigen Stunden war sie zum Leben erwacht. Und dieses Leben, das sie jetzt sah, während sie, ihre braunen schlanken Hände unter dem Kopf, aus den Kissen schaute, — es hatte nichts mit ihrem Talent zu tun, nichts mit Senar; sie hielt ihn sogar für ein Hindernis, er beraubte sie ihrer Freiheit, er tyrannisierte sie.

Senar litt unterdessen an seiner Eifersucht. Etwas anderes, fast Lähmendes trat hinzu. Er traute seiner Kraft über ihre Seele nicht mehr. Er konnte sich für Augenblicke gar nicht mehr vorstellen, daß er sie in diesem wundersam verzückten Schlafe noch einmal durch all die Gefahren einer Vorstellung leiten würde. Er sah sie nicht mehr auf der hohen gelben Bambusstange stehen. Er sah sie einfach nicht mehr.

Diese Erkenntnis kroch ihm langsam und eiskalt über die Haut. Und morgen sollte die Vorprobe stattfinden. Er fühlte sich unfähig dazu. Was er hundertmal mit ihr ausgeführt hatte, ohne Bedenken, — dieses schwindelerregende Experiment erschien ihm plötzlich furchtbar schwer. Die Leidenschaft hatte seine Kraft geschwächt.

Er hatte Angst. Er lag stundenlang, bis zum

Morgengrauen, bis die Boulevards erwachten, im Pyjama in einem Fauteuil gekauert, fühlte sich unfähig, todmüd und gerädert. Sein braunes, faltiges Gesicht hatte einen traurigen, vergrämten Zug bekommen. Es war ihm, als ob er da plötzlich am Unerwartetsten scheitern müßte.

Für Augenblicke stieg dann ein haßerfüllter, grausamer Zorn in dem Armenier auf, eine verzweifelte Entschlossenheit, alles zu wagen, sie zu opfern. Aber zugleich fühlte er, daß sein Wille ja gar nicht mehr so mächtig war, um darüber völlig entscheiden zu können.

Am Morgen sagte er die Probe ab.

Er wollte sich für den Abend stärken durch einen Spaziergang in der Morgenluft. Langsam schlenderte er die Avenue des Champs-Elysées hinauf. Es war ein lauer Apriltag. Ein leiser Regen ging auf das junge Laub nieder, und Senar fühlte die perlenden Tropfen wie etwas Milderndes und Erlösendes auf seinem heißen Gesicht. Er schöpfte Hoffnung. Er redete sich ein, daß sie ja nur an einer gegenseitigen Verstimmung litten, und daß diesem vorübergehenden peinlichen Zustand keine große Bedeutung zuzumessen sei.

Aber was ihn wieder erschreckte, war die große Leere, die er in sich fühlte. Etwas wie eine schmerzende Höhlung empfand er in seinem Körper; und als ob darin der Sitz seiner Schwäche läge, erschauerte er, kam mit seinen Reflexionen immer wieder auf dieselbe Qual zurück.

Als er im Hotel nach Saita fragte, war sie ausgegangen. Er wunderte sich darüber. Sie hatte sonst die Gewohnheit gehabt, bis zum Mittag zu schlafen. Er wartete lange auf sie und frühstückte dann allein. Nachher überwachte er im Variété den Aufbau der Geräte füe den Abend und hatte eine Konferenz mit den Journalisten. Das gab ihm wieder Mut. Er kam ganz heiter ins Hotel zurück.

Saita erwartete ihn in der Halle.

Es ging auf fünf. Eine Menge Fremde saßen rings in Korbflühlen. Die Zigeuner spielten zum Tee.

Saita saß da, rauchte eine türkische Zigarette und blies Rauchringe in die Luft. Senar setzte sich ihr gegenüber. Sie sah ihn ruhig und etwas neugierig an.

„Ich habe mittags lange gewartet . . .“ sagte er.

„Ich war ausgegangen,“ äußerte sie leichthin, als wünschte sie keine weitere Erklärung zu geben.

Er saß stumm, geärgert, gekränkt. Er fühlte, daß sie kein Vertrauen mehr zu ihm hatte.

„Sie sind erzürnt?" fragte sie nach einer Weile und hielt ihr braunes, schmales Gesicht etwas geneigt, als ob sie auf seine Antwort horchen wollte.

Er dachte: ‚Himmlischer Vater, was für weiße Zähne sie hat, wie weich und rot ihre Lippen sind!' Es war ihm, als müßte er ohnmächtig werden vor qualvoller Eifersucht.

Er starrte in ihre Augen. Ein müder, flackernder Glanz strahlte aus ihnen. Er sagte: „Sie haben diesen Nachmittag in schlechter Gesellschaft verbracht."

Sie zuckte mit den Achseln, als ob sie nichts Bestimmtes antworten wollte.

Er atmete auf. Er hatte einen Protest erwartet. Ihre Gelassenheit ließ ihn glauben, daß ihr das Erlebnis ungefährlich sei.

Da sagte sie plötzlich leise: „Ich muß Ihnen einen großen Schmerz bereiten."

Er horchte auf. Er fühlte, wie ihm seine Kniee zitterten.

Sie fuhr fort: „Ich werde Sie bald verlassen . . . ich trete hier in Paris noch auf, dann nicht mehr . . ."

Er horchte stumm, mit geducktem Kopf: „Warum?“ stammelte er.

„Ich habe einen Menschen gefunden, der mich liebt ...“ Ihre Stimme klang kindlich und naiv.

„Sie sind seine Geliebte geworden ...“ zischte er hämisch und flüsterte dann: „Dirne! Dirne!“ Er sagte das Wort noch einmal.

Sie schaute ihn nur ruhig und gedankenvoll an und zeigte sich so fremd, als ob weder seine Worte noch er selbst künftig etwas mit ihrem Leben zu tun hätten.

Da begann er zu bitten, er beschwor sie bei allem, was er für sie getan, bei allem, was die Welt noch von ihr erwartete, er beschwor sie bei ihrer Jugend, bei ihrem Talent, bei ihrer göttlichen Gabe, die ihr verliehen sei. Er wurde hämisch, grausam, verfiel in Schmähungen, in Haß, in ohnmächtige Wut, in Verzweiflung ...

Sie blieb gleichgültig.

Dazu spielten in der Halle die Zigeuner, Blicke streiften die beiden, die sich gegenübersaßen wie ein zwerghafter Alter und ein Kind.

Schließlich stand Senar auf und ging hinaus. Er hatte um elf aufzutreten. Um neun Uhr war er schon

in der Garderobe. Saita war nebenan, kleidete sich um und trällerte. Lange hörte er zu, starrte dann in einen Spiegel, sah, wie sein Gesicht zu einer merkwürdig versteinerten braunen Fratze geworden war. Es war ihm jetzt ganz natürlich, daß er auf keinen Menschen mehr einen Eindruck machen konnte.

Er ging hinüber in die Kulissen, sah zu, wie die Akrobaten und Chanteusen mit steifem, maskenhaftem Lächeln auftraten, arbeiteten und dann mit schweißbedecktem Gesicht wieder von der Bühne kamen. Er hörte das Gemurmel des Publikums, das Klatschen der Claque und den monotonen Singsang des Orchesters, das zu den halsbrecherischen Attraktionen populäre Operettenmelodien spielte, bei einem Takte plötzlich abbrach — bis nach ein paar bangen Sekunden der Applaus und die Musik im Fortissimo wieder einsetzten.

Senar war es jetzt fast gewiß, daß er diesen Menschen heute ein seltenes Schauspiel geben würde. Im einzelnen machte er sich noch keine Gedanken darüber, aber in seinen Nerven bebte es wie eine drohende Gewißheit.

Er fühlte sich jetzt sicherer als am Vormittag. Kühler

und vielleicht doch verzweifelter. Aber er hatte nun Gewißheit. Sie würde ihn verlassen. Sie würde irgend einem jungen Menschen folgen, der sie für ein paar Wochen zu Pracht und Luxus führte, bis er ihrer überdrüssig wäre. Sie wird einen anderen Liebhaber finden, dachte er, sie wird ihre Herren wechseln wie ihre Kleider. Sie wird vielleicht krank werden, elend, oder auch eine Prinzessin der Halbwelt, oder vielleicht eines jener Mädchen, die in den Caféhäusern, in den Brasserien sitzen.

In dumpfem Brüten stierte er vor sich hin. Und dann fühlte er wieder die schmerzende Leidenschaft für sie, gereizt durch die Pein einer traurigen, niederdrückenden Verlassenheit. Sie wollte ihn im Stich lassen, sein Werk, seine Mission. Er war Fanatiker. So wenig er das Mysterium seines Berufes sich selbst erklären konnte, so demütig verehrte er die hohe, überirdische Kraft, die in jenen Augenblicken in ihm waltete. Mit einem Gefühle dumpfer Religiosität war er ihr untertan.

Eine Hand legte sich ihm auf die Schulter. Der Inspizient stand hinter ihm. Der Vorhang war niedergegangen. Auf der Bühne bauten sie schon die Ge-

räte auf. Fügten die hohe Bambusstange in den Fuß aus geschmiedetem Eisen, stellten den Elfenbeinring mit den Dolchen auf, richteten die Szene zu einem Louis-Seize-Salon ein, mit Bibelots auf kleinen Tischchen.

Jetzt war auch Saita da. Sie trug nach ihrer Gewohnheit ein violett-seidenes Trikot, das ihren braunen Körper mit bunten Lichtern umhüllte.

Sie streifte Senar mit einem großen, harmlosen Blick und starrte dann hinaus gegen den Vorhang.

Senar sagte ihr leise: „Sie denken an ihn . . .“

Sie drehte sich um.

Senar fuhr fort: „Er ist natürlich im Saal!“

Sie antwortete nicht ohne Stolz: „Ja, er ist im Saal!“

Da lächelte Senar still geheimnisvoll, wie irrsinnig: „Sie werden ihm ein seltenes Schauspiel geben.“

Saita zuckte mit den Achseln. Sie stand immer noch mitten auf der Szene, mit abgewandtem Gesicht.

Senar hatte sich in einen Stuhl gesetzt. Es war ihm, als ob er laut schreien, sich ihr zu Füßen werfen müßte. Aber er wußte, daß sie ihn nicht verstehen, daß sie ihn verspotten würde.

Er stand wieder auf, näherte sich ihr, wie wenn er

dadurch Gewalt über sie bekäme. Er hatte mit dem rechten Arm die Bambusstange umfaßt. Er überlegte: ‚In ein paar Minuten wird sie hier oben stehn. Ganz wehrlos, an meinen Gedanken hängend, mir untertan. Vielleicht zum letztenmal mir untertan.‘

Er starrte sie wieder an und dachte weiter: ‚Wenn ich sie fallen ließe? Wie man einen Stein aus der Hand fallen läßt, oder‘ — und ein wollüstiges Grauen stieg ihm ins Gehirn — ‚wenn ich sie zwänge, kopfüber, mit der Stirne voraus, auf diesen roten Teppich zu springen. Es würde einen dumpfen Fall geben. Vielleicht so, wie wenn eine Frucht von einem Baum ins weiche Gras fällt. Und ich selbst‘ — sann er ratlos — ‚könnte mir morgen früh einen Browning kaufen und eine Kugel in meine linke Schläfe senden.‘

Da tönten die drei Schläge. Der Vorhang ging hoch.

Senar trat an die Rampe. Er hielt eine kleine Ansprache, erklärte — indem er sich im besondern zu den Herren der Presse neigte, die in den vordersten Reihen des Parketts saßen —, daß er Saita zuerst hypnotisieren würde, daß er sich dann, das Gesicht dem Publikum zugewandt, in einem Fauteuil an die Rampe setzen

wolle, worauf ihm irgendeine Gruppe der Zuschauer, im besonderen vielleicht der Journalisten — er verbeugte sich bei diesen Worten leise — die beliebige Reihenfolge der Experimente kund tun sollte, worauf er Saita diese Experimente genau in der gewünschten Form und Reihenfolge ausführen lassen werde, und zwar nicht durch eine Benachrichtigung mit äußeren Zeichen, sondern durch die direkte Übertragung der Gedanken von Gehirn zu Gehirn.

Er hatte geendet. Ein Diener kam und stellte ihm den Stuhl an die Rampe. Das Orchester spielte einen Marsch, indes die Journalisten diskutierten und sich Notizen machten.

Senar stand wartend und etwas gebückt da. Es war, als ob er noch kleiner, zwerghafter geworden wäre. Still und schwermütig dachte er: ‚Der, den sie liebt, ist im Saal, und ich werde vielleicht sie vor seinen Augen töten.‘ Doch es kam ihm gar nicht wie eine Rache vor, eher wie ein Schutz für sich, für Saita. Gleich einem sanften Rausch erfaßte ihn der Gedanke.

Jetzt brach die Musik ab.

Die Journalisten gaben ein Zeichen, daß die gestellte Aufgabe in einer Enveloppe verschlossen bereit wäre.

Senar winkte Saita. Sie trat mitten auf die Szene. Zärtlich faßte er sie an der Hand und gab dem Orchester ein Zeichen. Ein leises, melancholisches Stück setzte ein. Saita ließ ihre Arme schlaff am Körper niederhängen. Senar hob die rechte Hand und legte sie ihr in den Nacken. Mit der linken streifte er ihr über das Gesicht.

Sie war in Hypnose.

Das Orchester verstummte.

Senar setzte sich in den Stuhl, ließ sich das Kuvert heraufreichen, riß es auf, überflog das Programm.

Wieder setzte die Musik ein.

Und jetzt begann Saita zu schreiten, langsam, oft zögernd, als ob ihr Geist während einer Sekunde auf Nahrung wartete. Dann nahm sie ein Buch von einem Tisch, legte es auf das Taburett in der Ecke, ging den Weg zurück, kehrte wieder, nahm dasselbe Buch und legte es unter Senars Fauteuil.

Die Journalisten klatschten.

Ihr Traum ging weiter. Sie nahm jetzt die kleinste der drei langen Nadeln und stach sie sich in den linken Arm, zweimal. Es floß kein Blut.

Senar lag in dem Fauteuil gekauert. Sein Gesicht war in der Anstrengung des Willensaktes krampfhaft

zusammengezogen. Mit furchtbarer Gewalt lenkte er sie Schritt um Schritt.

Jetzt kam das mit den Messern. Senar schloß die Augen. Im Parkett war es totenstill. Nun nahm sie den Anlauf, sprang wie zu einem Stab gestreckt durch den Ring, an den haarscharfen Schneiden vorbei, ein dumpfer Ton erklang. Es war der erste Laut, den Senar von ihr hörte.

Ein Sturm brach los. Wie Feuer lohte die Begeisterung durch die Menge.

Senar öffnete wieder die Lider. Er starrte in den Zuschauerraum wie in ein dunkles Loch. Seitlich im Orchester blinkten die Blechinstrumente der Bläser.

Jetzt kam die Minute, die ihm jedesmal so lang wie eine Stunde schien: da er und die Menge vor ihm in der Erwartung und dem Entsetzen atemlos wie zu Knäueln geballt dasaßen.

Saita kletterte schon an der Stange. Man hörte das Rohr leise knistern. Jetzt war sie oben, faßte mit den Händen den Ring, legte das Knie in den Bügel und richtete sich auf. Stand frei wie eine Statue. Mit der träumerischen Sicherheit der Nachtwandlerin.

Im Saal hörte man keinen Atemzug.

Nur aus der Bar tönten ein paar Saitenklänge herüber.

Aber die Journalisten hatten noch mehr gewollt. Saita kletterte zur Hälfte nieder, kletterte wieder hoch, stand wieder frei, regungslos.

Senar öffnete plötzlich die Augen weit. Im Parkett, direkt vor ihm, war ein Herr aufgestanden. Er hielt die Hände in die Luft, als müßte er sie jetzt auffangen. Als wäre es vor dem Himmel und der Erde nicht möglich, daß sie länger so stünde.

Senar durchbebte es: „Das ist er!" und in diesem Moment ließ sein Wille sie los. Er riß den Mund auf wie zu einem Schrei. Er wartete auf den Fall . . . eine . . . zwei . . . drei Sekunden lang. Aber Saita stand ruhig wie zuvor.

‚Es ist noch eine andere Kraft, die sie hält,' durchschauerte es ihn. Er beugte sich, seine Hände krallten sich in seine Kniee. Er wollte irrsinnig werden in seiner Ohnmacht.

Im Publikum wogte, bebte es, als ob es den Atem nicht mehr länger halten könnte.

Senar fror in seiner Angst, er wollte sich umdrehn. ‚Sie muß herunter . . . kopfüber . . . kopfüber . . .' durchzuckte es ihn.

Und jetzt hörte er einen Ton wie das Knacken einer Nuß.

Ein Schrei stieg vor ihm aus dem Dunkeln auf, wie das Heulen eines gepeitschten, gefolterten Tieres.

Senar sprang auf. Saita lag da mit zerschmettertem Kopf. Blut floß ihr aus dem Gehirn. Er kniete nieder, hob seine Hände, als ob er sie beschützen müßte, und sein braunes, gefaltetes, altes Gesicht weinte lange ... unaufhörlich. Es war kein Mensch unter Tausenden, der nicht an seinen Schmerz glaubte. So stark floß seine Qual in alle Herzen ein. Niemand ahnte, daß da ein Mord geschehen war.

Der Besuch

Der junge Herr stand am Fenster und schaute in den blauen Duft des Novemberabends hinaus. Er war gespannt, erregt. Er erwartete die Frau seiner Liebe. Das Zimmer, in der zweiten Etage gelegen, war halb dunkel, ein paar Häuser weiter aber brannte eine große, elektrische Bogenlampe, die etwas von ihrer weißen flimmernden Helligkeit herüberwarf. Von der Straße tönten Automobilgetute, Schellengeklingel, wirre Schreie von Fuhrleuten herauf. Schwere Wagen zogen vorüber. Das Haus schien plötzlich zu zittern. Der junge Herr trat ins Zimmer zurück.

Er hörte eine Turmuhr zweimal schlagen. Und dachte: Frauen, die man liebt, kommen immer zu spät, kommen quasi berufsmäßig zu spät. Ihr Wesen liegt darin, daß man sie begehrt, und man begehrt die abwesenden am meisten. Die Frau weiß, daß in der Abwesen-

heit eine Kraft, eine Anziehung liegt. Sie nützt sie aus. Sie ist unpünktlich aus Instinkt, aus Liebesegoismus. Sie würzt damit die Passion und schürt ein glimmendes Feuer wieder an; sie ist Diplomatin, Virtuosin auf der Klaviatur der Nerven, denn sie weiß, daß die Leidenschaft ihren größten Feind in der Gewohnheit hat, in der Eintönigkeit, in dem sichern Vertrauen von Mensch zu Mensch. Denn da ist keine Bewegung mehr, sondern ein Stillstand.

Der junge Herr hatte sich auf den breiten Diwan gesetzt und lehnte sich zurück. Trotzdem er diese Listen des Frauenherzens erwog, konnte er ihrer äußeren Wirkung nicht entrinnen. Sein Zustand glich in diesem Moment schon einem ganz leisen quälenden Fieber. Vor einer halben Stunde, zur verabredeten Zeit, hätte er sie gewiß, trotzdem sie zum ersten, zum allererstenmal kam, kaum mit dieser fast schmerzenden Spannung empfangen. Er hätte ihr einfach den Pelz, den Hut abgenommen und sie vielleicht begrüßt wie eine gute Freundin; sie wären vielleicht beide etwas verlegen gewesen. Jetzt aber war dieses Stadium innerlich schon überwunden. Es war eine Pein, eine Erregung in ihm, die ihn schon zum begehrlichen Liebhaber machte.

Was war schuld daran? Eine halbe Stunde der Erwartung.

Er wußte das alles ganz genau und fühlte dennoch deutlich, wie er sich fortwährend verwandelte. Wie die Qual seiner Nerven wuchs.

Er ging hin und zog die Vorhänge zu, drehte dann die kleine Stehlampe mit dem grünen Seidenschirm an, die auf dem runden Tischchen neben dem Fauteuil stand, eilte hinaus in die kleine Küche, wo das Wasser für den Tee schon lange kochte, irrte ins Badezimmer und blieb schließlich auf dem Korridor stehen.

Es war still im Treppenhaus. In der oberen Etage wurde eine Zimmertüre zugeschlagen.

Er trat wieder in sein Arbeitszimmer und setzte sich in den Fauteuil vor das Licht. Gegenüber glänzten die Bücherrücken auf den Regalen wie bunte senkrechte Stäbe. Daneben war die Türe zum Schlafzimmer offen. Er ging hin und schloß sie. Das hätte alles verderben können. Er wußte aus Erfahrung, daß einer Frau der Gedanke an das Schlafzimmer gleich als die Katastrophe erscheint. Ein Diwan ist in ihrer Vorstellung harmloser, ungefährlicher, trotzdem er seit Urzeiten das Instrument zur Verführung ist.

Der junge Herr ging hinüber und ordnete die Kissen.

Jetzt tönte die Klingel.

Er ging hinaus und öffnete die Türe. Sie schlüpfte herein, war ganz atemlos: „Um Himmels willen, es war jemand hinter mir im Treppenhaus.“ Sie erzählte in großer Hast, daß sie zweimal den Wagen gewechselt habe, und daß ihr eben noch ein Herr gefolgt sei.

Der junge Herr nahm ihr den Pelz ab und fragte: „Haben Sie Angst?“

„Ja, sehr!“ Sie atmete jetzt aber auf. „Bei Ihnen ist's ja sehr nett,“ sagte sie. „Und die vielen Bücher, und Kuchen haben Sie auch, und was für ein hübsches Service!“

Er dachte: ‚Sie akklimatisiert sich ziemlich rasch.‘ Er ging auf sie zu und wollte sie küssen. Sie hielt ihm die Wange hin.

„Nein . . . auf den Mund!“ bat er.

„Niemals, was glauben Sie denn!“

„Aber den Hut müssen Sie ablegen!“

„Den behalt ich auf!“

„Dann bin ich Ihnen sehr böse, das ist Bedingung, es hat noch jede Dame, die mich besuchte, den Hut abgelegt.“

Sie hob das Gesicht und sah ihn spöttisch an: „Glauben Sie, daß ich unter den Damen Ihres Harems figurieren will?“

„Durchaus nicht, aber das ist ein Gesetz, dem Sie sich unterordnen müssen. Im übrigen hat schon manche Frau nur deshalb etwas getan, weil es eine andere auch schon getan hatte.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich kenne eine Frau, die sich einst aus lauter Ehrgeiz in mich verliebte, nur um mich einer Freundin, die sich für schöner hielt, auszuspannen,“ lachte der junge Herr.

Sie schüttelte den Kopf: „Es gefällt mir nicht, wenn Sie so reden. Sie tun, als ob Sie nur zu wählen hätten.“ Sie hatte jetzt einen scharmanten eigensinnigen Zug um die Augen, und eine leise Enttäuschung spielte um ihren Mund. Er fand sie allerliebst, und während er sie hinters Ohr küßte, zog er ihr mit der linken Hand die Hutnadel aus dem Haar und legte dann Hut und Schleier auf den Schreibtisch.

Sie stand jetzt mitten im Zimmer und schaute sich immer noch halb neugierig, halb ängstlich um. Ihr Blick irrte über die Bilder, die Regale, hinauf zum

Plafond, und wieder in den Winkel zum Lehnstuhl, als ob sie irgend etwas Besonderes entdecken müßte. Sein Auge folgte jeder ihrer Bewegungen, der Linie ihres Kinnes, als sie jetzt den Kopf etwas zurückbog — sie trug eine Bluse aus kakifarbener Seide mit einem schmalen schwarzen Kragen, der ihren Hals frei ließ —, und eine behagliche, warme Freude stieg in ihm auf. Er dachte: Sie ist doch sehr hübsch.

„Nun, wie gefällt es Ihnen bei mir?“ fragte er.

„Gut,“ sagte sie, „wirklich gut. Ihre Wohnung sieht aus, wie Sie selbst aussehen. Das finde ich auch ganz richtig. Ich wäre enttäuscht gewesen, wenn ich es anders gefunden hätte. Habe ich nicht recht?“

„Ganz gewiß,“ antwortete er aus dem Korridor und kam gleich darauf mit einem Krug voll heißem Wasser herein und goß es über den Tee. Er war geschäftig, fast enthusiasmiert. Er holte Zigaretten. „Rauchen Sie?“

Sie schüttelte den Kopf: „Jetzt nicht.“

„Das ist aber schade,“ rief er und lief immer noch im Zimmer umher, als ob er etwas suchte.

„Was fehlt Ihnen denn?“

„Nichts mehr . . . gar nichts mehr,“ er hatte ihre

beiden Hände genommen und küßte sie abwechselnd, der Duft ihrer Haut stieg ihm wie ein leises, zärtliches Parfüm ins Gesicht. „Kommen Sie! Kommen Sie!" bestürmte er sie und führte sie zum Fauteuil. „Dies ist die erste Station." Er lachte.

„Und die zweite?" fragte sie erstaunt.

Er deutete auf die Ottomane.

Sie schüttelte energisch den Kopf: „Nein, nein; ich muß außerdem gleich wieder gehen."

„Natürlich," sagte er, „natürlich." Er lächelte dazu wie ein ganz pfiffiger Philosoph.

Sie starrte ihn jetzt auf einmal ängstlich an: „Ja, was glauben Sie denn? Ich bin, nachdem Sie mich drei Wochen lang beschworen haben, gekommen, eine Tasse Tee bei Ihnen zu trinken. Ich hoffe, daß Sie darin nichts Außerordentliches sehen, es war wirklich nicht anders gemeint." Sie rührte mit dem kleinen Löffel eifrig in der Teetasse herum und zeigte ein ernstes, nachdenkliches Gesicht.

Er hatte sich etwas zurückgelehnt und schaute sie mit halbgeschlossenen Augen an: „Reden Sie weiter, immer weiter ... Liebling, es steht Ihnen so gut, wenn Sie mir grollen."

Ihre Mundwinkel zuckten spöttisch: „Wir kennen uns erst einen Monat, wir haben uns während dieser Zeit kaum zweimal in der Woche gesprochen, und Sie heucheln schon eine ganz große Leidenschaft. Sie sollten mich doch als Frau zu sehr respektieren, um mir solche Phrasen vorzureden."

Er nickte bedauernd: „Wie wenig erfahren Sie in der Liebespsychologie sind! Sonst wüßten Sie, daß uns Menschen die Liebe oft urplötzlich wie ein Donnerschlag, wie ein Blitzstrahl trifft; wir sind ohnmächtig, ganz ohnmächtig gegenüber einem solchen Schicksal. Glauben Sie mir das?" Er betrachtete sie neugierig, als ob er den Eindruck dieser Worte auf ihrem schmalen Gesicht prüfen wollte.

„Ihr Männer seid Heuchler und Egoisten," entgegnete sie.

„Liebling," begann er wieder schwermütig. „Sie glauben mir nicht; aber für diese Liebe, die die Menschen wie eine plötzliche Krankheit, wie eine Sucht anfällt, gibt es sogar Beweise aus der Weltgeschichte, zum Beispiel natürlich Dante, Sie kennen doch das berühmte Bild — die Dame hieß, glaub' ich, Beatrice —, und dann" — er hob seine Augenbrauen — „möchte

ich Sie an die Jungfrau von Orleans erinnern, da kommt etwas Ähnliches vor, und wollen Sie etwa Friedrich Schillers Autorität in solchen Fragen anzweifeln?" Er konnte das Gelächter jetzt kaum mehr halten.

„Sie sind ein Komödiant, aber Sie sind recht komisch, wenn Sie so plauschen."

„Sie halten diese Komik offenbar für einen Vorzug. Wollen Sie nicht noch ein Biskuit nehmen, ich habe sie eigenhändig gekauft und im Gedanken an Sie nach Hause getragen."

„Wie rührend!"

Er war aufgestanden und schritt im Zimmer hin und her: „Sie haben überhaupt keine Ahnung, wie sehr ich all die Tage in Gedanken mit Ihnen gelebt habe. Ich habe Sie sogar zweimal auf der Straße photographiert, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten."

„Nicht möglich!" rief sie, und ihre Augen blitzten.

„Ich kann Ihnen die Beweise geben." Er ging zum Schreibtisch, wo er aus einer Schublade zwei Photographien nahm und sie der jungen Frau in die Hand gab.

Sie strahlte im ganzen Gesicht: „Aber nein ... aber nein ... und Luce ist neben mir, wie nett ...“ sie wurde auf einmal nachdenklich: „Ach Gott, wenn die Kleine wüßte, daß ihre Mama hier in diesem Fauteuil sitzt.“

Er hatte sich neben sie gestellt und zu ihr niedergebeugt. Sanft und zärtlich küßte er ihre Augen und flüsterte leise: „Sie würde sich gar nichts Schlimmes dabei denken, die Kleine, gar nichts Schlimmes ... gar ... nichts ...“ seine Lippen hatten ihren Mund gefunden, und sie hingen aneinander in einem langen Kusse.

Nachher blickte sie traurig und erstaunt auf. „Wir tun unrecht,“ sagte sie aufrichtig und betrübt.

„Ach nein,“ entgegnete er mild, „und dann sind wir ja nicht die einzigen auf dieser Welt, die so was tun. Das kommt alle Tage, alle Stunden vor, und es ist ja doch so schön.“

„Ich werde jetzt gehn,“ sagte sie und stand auf.

„Nein, nein,“ er zog die Uhr, „es ist ja erst viertel nach sechs.“

„Es ist nicht wegen der Zeit,“ sagte sie und starrte zu Boden.

Er hatte ihren Kopf an seine Brust gelegt. Wie niedlich klein sie ist, dachte er. Er sagte: „Es gibt nur eins auf dieser Erde: man muß versuchen, glücklich zu sein. Das hat selbst der Himmel nicht anders gewollt, und wenn es nun unsere Bestimmung ist . . .“

Sie hob ihren Blick. Er war scheu und sehr zärtlich: „Das kann nie eine Bestimmung vom Himmel sein,“ unterbrach sie ihn, „denn es ist doch eine große Sünde.“

„Glauben Sie mir,“ sagte er fast erbittert, „das Wort Sünde ist durchaus eine menschliche Erfindung. Wie sich die Dinge in Wirklichkeit, sozusagen absolut, verhalten, das wissen wir nicht.“ Er hatte mit starkem Nachdruck gesprochen.

Sie horchte aufmerksam. Es hatte wohl merkwürdig geklungen; aber was er da äußerte, schien doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Sie sann erst und sagte dann: „Es ist seltsam; wenn Sie so etwas behaupten, klingt es immer, als ob Sie selbst nicht davon überzeugt wären, oder als ob Sie so einen Spruch grad für den Augenblick erfänden. Zu einer anderen Zeit könnten Sie auch genau das Gegenteil davon sagen.“ Sie schaute ihn lauernd an, als ob sie ihm nicht ganz traute.

Er schnitt ein gutmütiges Gesicht, küßte sie wieder lang und innig, atmete dann auf und sagte vergnügt: „Wenn man eine Frau überzeugen will, muß man ihr das für Ihren Charakter und für die Situation Richtige sagen; das mag natürlich bei verschiedenen Frauen verschieden sein."

„Das ist es eben, was mir weh tut: daß Sie ein solcher Schauspieler sind," sagte sie geknickt, aber sie schmiegte sich dennoch näher an ihn.

Er hatte sie unmerklich zum Diwan geführt.

„Sie sind müde, wollen Sie sich nicht setzen?" fragte er.

Sie sah ihn erstaunt an: „Ich bin gar nicht müde."

Er lachte: „Um so besser ... aber sehen Sie, diese Kissen haben alle schon seit Tagen auf Sie gewartet, auf die leichte Last Ihres Kopfes, auf das Parfüm Ihrer Haare."

Sie sah nieder auf die buntseidene Fülle, die sich da ausbreitete, und hörte erst etwas spöttisch, aber darauf immer stiller seinen Worten zu, während er weiter redete und phantastische Geschichten erzählte, wo er auf Reisen und umsonst, durch allerlei Listen, diese Pfühle gesammelt hätte, damit sie dem Zweck der Liebe

dienten. Er glaubte seinen Worten einen merkwürdig geheimnisvollen und wieder lockenden Sinn zu geben, wobei er allmählich in eine ganz exstatische Schwärmerei verfiel.

Sie stand immer noch neben ihm und hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt. Plötzlich aber sagte sie wieder ganz eigentümlich: „Mir ist dennoch, als ob all das, was Sie sagen, ein Trug sei."

Er machte eine ungeduldige Bewegung. „Kommt es denn darauf an?"

Sie stutzte, als ob sie den Sinn der Worte nicht völlig erfaßt hätte. Da sagte er bebend, und als ob er sie betäuben müßte: „Man darf darüber nicht so diskutieren, man darf es nicht."

Sie begriff es immer noch nicht recht, aber es war ihr jetzt auch, als ob es fast gleichgültig sei. Geduldig setzte sie sich nieder, während er ihren Kopf zwischen die Kissen bettete und ihren warmen Mund küßte. Sie war aber noch ganz apathisch und wie von einer großen Angst erfüllt.

Er richtete sich wieder auf, nahm ihre Hand und schwieg. Sie schauten beide zu der kleinen grünen Lampe hinüber.

Da fragte sie plötzlich und drehte ihre Augen zu ihm hinüber, ohne die Lage ihres Kopfes zu ändern: „Lieben Sie mich wirklich? . . .“

Er antwortete: „Ob ich ja oder nein sage, bedeutet gleich viel, es kommt darauf an, ob Sie gläubig sind.“

„Wissen Sie,“ äußerte sie, „wie Sie vorhin so redeten, wurde mir plötzlich ganz entsetzlich zumut, denn diese Geschichte mit den Kissen war doch furchtbarer Schwindel, und ich dachte mir: Kann denn dieser Mensch wirklich so oberflächlich sein, daß er mir so etwas erzählt.“

Er hörte erstaunt zu, war etwas blaß geworden und fühlte sich blamiert.

„Wenn Sie mich kennten, würden Sie gar nicht so kompliziert sein wollen,“ fuhr sie fort, „das macht einen Mann immer komisch . . . seien Sie einfach und natürlich, ich habe Sie wirklich sehr gern.“

„Sie sind ein Engel,“ lachte er und neigte sich zu ihr nieder.

„Sind Sie glücklich?“ fragte sie.

Er nickte.

Nun kamen ihm zum erstenmal ihre Lippen entgegen, und sie erbebten ein paar Augenblicke in einem

süßen, taumelnden Rausche. Ihm war jetzt auch, als ob er ein tiefes und flammendes Gefühl für sie empfände. Sie löste sich los. Er lehnte sich zurück, und während er wieder ins Licht starrte, sagte er: „Es ist doch wunderbar und seltsam zugleich: man sieht sich auf einer Gesellschaft, kennt sich eigentlich kaum, und doch weiß man sofort: Diese Frau wirst du lieben, diese Frau ist für dich bestimmt . . . und es trifft dann auch manchmal so ein, Liebling," jubelte er und bedeckte ihr Gesicht wieder mit Küssen. Er fühlte ihren warmen, schlanken Körper in seinen Armen; ihm war, als ob jetzt ihr Wille zum Widerstand von Augenblick zu Augenblick mehr erlösche.

Da stieß sie plötzlich, indes er sie noch umschlungen hielt, einen leichten Seufzer aus, er sah nur noch das Weiße ihrer Augen, sie verdrehten sich, ihr Kopf sank zurück.

„Das ist eine Ohnmacht," durchzuckte es ihn. Er bettete sie sorgsam, lief in die Küche, um kaltes Wasser zu holen, fühlte dann ihren Puls. Aber er konnte einfach die Stelle der Schlagader nicht finden. Sie war sehr blaß, mit einem wachsfarbenen Schimmer. Das beunruhigte ihn jetzt doch. Sie hatte sich vielleicht zu

stark geschnürt. Man mußte das Korsett lockern. Er versuchte erst die Bluse aufzuhaken. Aber seine Hände zitterten. Er mußte sie auf die Seite legen. ‚Wie wird sie erstaunt sein, wenn sie aufwacht, wie wird sie erstaunt sein,‘ dachte er. Sorgsam entkleidete er sie, hakte den Rock und das Korsett auf; was für niedliche kleine Brüste sie hatte. Er konnte nicht anders, als ihre schmalen Schultern und ihre nackten schlanken Arme zärtlich und wie mit einem Hauch zu küssen. Dann lief er hinaus, kam mit einer Decke wieder und hüllte sie ein.

Wie ein Wächter saß er so ein paar Minuten vor ihr. Da überkam ihn die Angst. Er versuchte wieder ihren Puls zu fühlen. Es gelang ihm nicht. Ihre Hand, der ganze Arm schien ihm sehr kalt, fast starr zu sein, zaghaft legte er ihr die Hand unter die linke Brust. Er konnte keinen Herzschlag fühlen. Die ganze Körperhaut fühlte sich kühl und leblos an. Er sah ihr jetzt wieder lange ins Gesicht. Die Augen schienen plötzlich eingesunken zu sein und waren von breiten braunen Rändern umgeben.

Wieder glitt seine Hand über ihren nackten, kalten Arm.

Wenn sie tot war?

Ein ganz plötzliches, lähmendes Entsetzen stieg in ihm auf. Konnte sie nicht in der Erregung vom Herzschlag getroffen worden sein; so etwas war ja schon vorgekommen. Er erinnerte sich an eine ganz merkwürdige Geschichte, die er einst über einen früheren Präsidenten der französischen Republik hatte erzählen hören. Der junge Herr war selbst erstaunt, daß ihm gerade dieses Beispiel einfiel. Ausgerechnet ein Präsident der französischen Republik . . .

Aber die Angst ließ nicht nach. Er spritzte ihr Wasser, Eau de Cologne ins Gesicht. Die hellen prickelnden Tropfen rannen ihr am Kinn, am Hals entlang. Sie rührte sich nicht.

Was war zu tun? Er fühlte sich in der allergrößten, beunruhigendsten Verlegenheit. Wenn sie wirklich tot wäre, müßte sofort eine Anzeige gemacht werden. Ein kühler Schauer kroch ihm das Rückgrat hinauf. Er müßte ihre Familie, ihren Mann benachrichtigen, er müßte vor ihn hintreten und ihm sagen: ‚Ihre Frau liegt tot in meiner Wohnung!‘ Was für ein Skandal! Er sah jetzt ganz deutlich ihren Mann vor sich. Der war klein, trug einen Spitzbart, hatte etwas nervöse

Bewegungen und lachte immer zu laut. Er hatte ihn vor einem Monat zum erstenmal in der Gesellschaft getroffen. Was würde der für Augen machen, dieser Mann, den er kaum kannte!

‚Aber sie ist ja nicht tot,' dachte er zu gleicher Zeit. ‚Sie ist nur ohnmächtig.' Aber diese Ohnmacht konnte noch stundenlang dauern. Man würde sie zu Hause vermissen, würde bei allen Freunden antelephonieren, vielleicht die Polizei benachrichtigen. Er sah auf die Uhr. Er war verblüfft. Es waren kaum zehn Minuten vergangen.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er im Schlafzimmer noch ein Riechsalz hatte. Er ging es holen und hielt es ihr unter die Nase. Und in diesem Augenblick war ihm, als hätte er für dieses blasse Gesicht, für diesen Körper nie das geringste Empfinden gehabt, als sei ihm das so fremd, wie irgendein Mensch auf dieser Welt ihm fremd sein konnte. Als sei dieses Wesen nur in seine Wohnung eingedrungen, um ihn in die allerentsetzlichste Verlegenheit seines Daseins zu bringen. Er hatte kein Mitleid, nein, er begann ihn zu hassen, diesen wachsbleichen, regungslosen Leib, er verabscheute diese Hände, diese Schultern, sie kamen ihm entsetzlich, grauenhaft vor.

Er überlegte wieder irgendeinen Ausweg. Wenn er sie vielleicht ankleidete, nach dem Arzt telephonierte und vorgäbe, sie sei schon halb ohnmächtig zu ihm gekommen. Gleichsam nur um Unterkunft zu suchen. Aber warum kam sie dann gerade zu ihm? Gerade in diese Straße? Warum hatte sie dann nicht einen Wagen genommen, um nach Hause zu fahren? Alle diese Ausflüchte waren ja so dumm, so einfältig. Es galt nur stillzuhalten. Es gab kein Entrinnen.

Und wenn sie — wieder tauchte das entsetzliche Bild auf — wenn sie wirklich tot wäre, — würde das für sein ganzes Leben an ihm haften bleiben? Natürlich konnte der Arzt den Herzschlag konstatieren, aber was würde alle bösen Zungen hindern, gehässige und gemeine Geschichten darum zu spinnen? Man hatte eben eine Frau tot in seiner Wohnung gefunden, im Zusammenhang mit einer Liebesstunde. Da war nichts zu ändern; und was da passiert war, das war ja auch niemandem zu erklären.

Er sah immer schwärzer, wurde von Minute zu Minute erregter. Er mußte einen Ausweg finden; das Warten vor diesem Diwan machte ihn völlig wahnsinnig.

Er hielt sich die Hände vor das Gesicht und stöhnte. Wie oft hatte er in seinem Leben die gefährlichsten, die riskantesten Abenteuer bestanden, und er war stets entronnen; und jetzt auf diese ganz heimtückische, unerwartete Art war er dem Schicksal in die Falle gegangen. Gewiß, einmal kam jeder dran, aber auf diese Weise: nachdem eigentlich gar nichts geschehen war, gar nichts, saß er gefangen, unentrinnbar. Eine leise ohnmächtige Wut gegen dieses Geschick bemächtigte sich seiner. Wenn sie wenigstens seine Geliebte gewesen wäre, hätte er es als eine Strafe, als eine Buße empfinden können. Aber so? Da sie gar nichts verschuldet hatten. Zu alledem war sie jetzt noch entkleidet, das war natürlich für ihn noch gravierender.

Der junge Herr stand auf und ging ganz gebeugt zum Schreibtisch. Da lag der Hut mit dem Schleier. Er nahm beides und legte es auf den kleinen Tisch neben der Lampe.

Es fiel ihm plötzlich ein, daß er ja gar nicht genau wußte, wo sie wohnte. Er kannte nur die Straße. Er suchte das Telephonbuch. Er blätterte langsam; es war ihm, als ob ihn jede Seite, die er umwendete, schmerzte. Auch seine Finger taten ihm weh. Wirk-

lich weh. Er spürte seine alten Neuralgien in den Knöcheln. Da, da war der Name. Der Herr war Ingenieur. Er hatte das nicht gewußt, er hatte gedacht, es wäre ein Börsianer.

Wieder ging er zum Diwan zurück. Sie lag immer noch unbeweglich.

Er wollte jetzt dem Arzt telephonieren. Der müßte ihm raten, was weiter zu tun sei. Der Skandal war sowieso nicht mehr zu vermeiden.

Er läutete. Nahm das Hörrohr. Zugleich schaute er sich nach ihr um, als ob die Klingel sie hätte aufwecken müssen.

Der Arzt war nicht zu Hause. Der junge Herr hängte das Hörrohr wieder ein und ging ins Schlafzimmer. Er nahm den Gehrock aus dem Schrank und begann sich umzuziehen.

Er war jetzt schon ganz gefaßt. Wenn sie wirklich tot wäre und nicht in einer tiefen Ohnmacht, müßte er ja wahrscheinlich sofort auf die Polizei. Nachher zu ihrem Mann. ‚Ingenieur,‘ überlegte er. ‚Solche Herren sind energisch. Das kann eine schöne Szene absetzen.‘

Draußen rasselte wieder das Telephon. Er stürzte

hinaus. „Ja, Herr Doktor, kommen Sie sofort, eine Dame ist hier ohnmächtig, oder wahrscheinlich tot. Wie? Schon seit einer Stunde. Gewiß! Sie kennen sie auch. Es ist entsetzlich.“

Er ging wieder ins Schlafzimmer zurück, band sich eine schwarze Krawatte vor, bürstete den Zylinder. Er war ganz stupid geworden. Alle Lebensaussichten schienen verfinstert. Er setzte sich den Hut auf, trat ins Wohnzimmer und setzte sich in den Schreibtischstuhl. Er schaute an sich nieder. Er kam sich vor wie ein Leichenbitter. Er dachte an seine eigene Familie: Was würde Maman zu diesem Skandal sagen . . . plötzlich flüsterte er: „O die Weiber, die Weiber . . .“ Aller Haß, dessen sein Herz fähig war, lag in diesen Worten. Er schwor sich, wenn er diesmal noch entrinnen könnte, daß nie mehr ein weibliches Wesen . . . und gewiß keine verheiratete Frau, diese Räume betreten sollte. „Nie mehr! Nie mehr!“ stammelte er wie in einem heißen unabänderlichen Entschluß.

Da raschelte es plötzlich hinter ihm. Zu Tode erschrocken fuhr er zusammen, es riß ihn herum. Da saß sie aufrecht, stieß einen Schrei aus: „Um Gottes willen, hab' ich geschlafen? Ich bin ausgezogen . . . Ach, sind

Sie komisch, mitten im Zimmer mit dem Zylinder auf dem Kopf?"

Er starrte sie immer noch ganz verzweifelt an und sagte nur still: „Ich glaubte, Sie seien tot."

Sie brach in ein stürmisches Gelächter aus: „Und da wollten Sie mich schon beerdigen?"

„Spotten Sie nicht," bat er leise, er war immer noch nicht bei sich selbst. Dieser neue Umschwung tat seinen Nerven fast ebenso weh wie die ausgestandene Angst.

Da läutete die Klingel. Er sagte: „Gehn Sie schnell ins Schlafzimmer." Sie raffte alles zusammen und schlüpfte hinein.

Er ging hinaus und öffnete die Türe. Der Doktor trat mit ernstem Gesicht herein. „Wo ist Ihre Dame?"

Der junge Herr antwortete: „Sie ist im Schlafzimmer, sie zieht sich eben an."

Der Doktor klopfte dem jungen Herrn auf die Schulter: „Lieber Freund, Sie soll doch der Teufel holen. Ich fahre mit der dritten Geschwindigkeit hierher, gefährde Menschen auf der Straße, und nun ist alles eine Farce. Das sieht Ihnen ähnlich."

Der junge Herr sagte im Hinausgehen: „Es ärgert

Euch Ärzte immer, wenn Ihr nicht gleich einen Totenschein ausstellen könnt."

Der Arzt lachte und stieg die Treppe hinab.

Als der junge Herr wieder ins Zimmer trat, stand die junge Frau zum Gehen fertig da. Er brach ganz erschöpft auf dem Diwan zusammen.

„Aber sag' doch, was war denn geschehn?" fragte er und hielt den Mund immer noch angstvoll offen.

Sie sagte leichthin: „Ich bekomme manchmal, wenn ich sehr erregt bin, solche nervösen Ohnmachten. Es ist gar nichts!" Sie beugte sich zu ihm nieder, er hatte es jetzt dicht vor Augen, dieses liebreizende, schmale Frauengesicht, und er hielt ganz wohlig und verzückt still, während sie ihre Lippen auf die seinen preßte. „Übermorgen hätte ich wieder Zeit. Bist du zu Hause?" fragte sie.

Er besann sich eine Sekunde und sagte dann glücklich: „Ja, Liebling ... ja." Fast wider seinen Willen dachte er: ‚Ich kann doch all die Angst nicht umsonst ausgestanden haben.'

Capriccio

Der Petersburg-Cannes-Expreß hatte eben Genua verlassen. Prinz Sergei, der die Nacht schlecht geschlafen hatte, richtete sich von seiner Couchette auf und ließ das Fensterrouleau in die Höhe. Das Wetter war grau, und Regentropfen hingen an den Scheiben. Der Prinz streckte sich wieder aus. Er schaute seitwärts nach der Weckeruhr, die in einem Etui aus rotem Leder auf dem Klapptisch stand. Es ging auf halb neun. ‚Noch fünf Stunden,‘ dachte der Prinz.

Er fühlte sich unbehaglich, übermüdet. Seit Donnerstagabend war er in diesem Zug, hatte im Speisewagen schlecht gegessen, das Stampfen der Räder hatte seine Nerven gequält; all das deprimierte ihn.

Er nahm einen Stock, der neben ihm ans Fenster gelehnt war, und schlug dreimal an die Kabinenwand. Nach einer Weile klopfte der Diener an der Türe.

Der Prinz glitt vom Bett herunter und zog den Riegel.

Der Diener hielt ein Glas mit frischer Milch in der Hand. Vor den Augen seines Herrn goß er zwei Gläser Kognak hinein. Prinz Sergei schlürfte, im Pyjama auf dem Bettrand sitzend, die Flüssigkeit langsam ein. Trotzdem er groß und körperlich eher robust war, machte er so den Eindruck eines kranken Mannes.

Der Diener brachte heißes Wasser, der Prinz begann seine Toilette. Als er fertig war, ging er in das Couloir hinaus. Der Diener schloß hinter ihm die Türe. Der Prinz trat in das Saloncoupé nebenan, nahm Zeitungen, die der Diener in Genua gekauft hatte, und versuchte zu lesen. Aber er hatte eigentlich seiner Lebtag nie mit Genuß in einem Zug lesen können. Nach einer Weile stellte er sich wieder in das Couloir ans Fenster. Der Zug fuhr hart dem Meer entlang. Das Wasser schoß in großen gelblichen Wogen her und brach sich in den Felsen.

Schon zwanzig Jahre machte der Prinz jeden Winter diese Fahrt, und jedesmal kam er zu der Überzeugung, wie außerordentlich gefährlich dieses Geleise angelegt

sei; auf morschem Grund, dem Wasser unheimlich nah.

Eine Station flitzte vorbei. Frauen in Feiertagskleidern standen auf dem Bahnsteig und starrten den gelben Waggons nach.

Prinz Sergei erinnerte sich plötzlich, daß es Sonntag morgen war. Zugleich dachte er: ‚Zwei Uhr achtzehn werde ich in Cannes sein.'

Da hörte er die Türe des Kompartiments nebenan aufgehen. Ein Herr stellte sich neben ihn. Er war rasiert, trug eine Brille und war nach Art der englischen Geistlichen in einen hochgeschlossenen Gehrock gekleidet. Er war vielleicht nachts in Mailand in den Zug gestiegen. Das Coupé war bis Wien von einer alten Dame, die mit einer Krankenschwester reiste, besetzt gewesen.

Prinz Sergei prüfte das Gesicht des anderen mit einem Seitenblick. Er hatte die Empfindung, daß der Geistliche diesen Blick fühlte, und es war, als ob seine Miene darob noch bescheidener und devoter würde.

Der Prinz bekam einen Hustenanfall, der ihn schüttelte, niederbeugte, der ihm das Gesicht verzerrte, und gegen den er wie in einem verächtlichen Zorn an-

kämpfte. Als er sich wieder aufrichtete, begegneten sich die Blicke der beiden. Der Geistliche schaute milde, teilnahmsvoll und zugleich diskret. Aber gerade diese Diskretion empfand der Prinz als eine Wohltat. Es war ihm, als ob dieser Mensch, wenn er nun redete, etwa sagen würde: „Sie haben einen leichten Husten, das ist stets etwas unangenehm." Er würde dabei seinen Worten kaum ein Gewicht geben, so daß in ihnen alle Zurückhaltung angesammelt bliebe und sie ganz ferne von der Tatsache wären, daß er eine schwere unheilbare Krankheit in seiner Brust trug, daß er vielleicht noch ein, noch zwei Jahre zu leben hätte.

Der Geistliche starrte mit einem sanften, ruhigen Blick auf die trübe, bewegte Wasserfläche hinaus. Der Prinz dachte wieder: ‚Es ist Sonntag.' Er empfand dabei die Nähe dieses Menschen gar nicht unangenehm. Im Gegenteil. Er hatte seit Donnerstag kaum mit jemand gesprochen, hatte nur Landschaften und Bahnhöfe gesehen. Dabei war ein Geistlicher doch eine neutrale Erscheinung. ‚Wenn er nur ein Wort redete,' überlegte der Prinz — ‚würde ich ihm gerne Antwort geben.'

Er zog sein Etui und rauchte eine Zigarette. Eben

wollte er den Diener rufen und ihn um Feuer bitten, als ihm der andere seine Dienste anbot.

Der Prinz dankte ihm auf Englisch. Der Geistliche antwortete mit einer leisen Stimme und lächelte dazu ganz scharmant: „Ich rauche jeden Abend nach Tisch meine Pfeife,“ sagte er. Der Prinz äußerte, daß ihm persönlich das Rauchen nicht sehr gut bekomme, er habe einen Katarrh im Halse.

Da zog der andere eine kleine silberne Dose und bot ihm schwarze Pastillen an, die das beste Mittel gegen Husten wären, da sie ihn selbst von einem chronischen Katarrh geheilt hätten. Der Prinz wehrte ab. Er dachte: ‚Wie diskret er ist, denn er muß doch ganz genau hören, daß mein Übel in der Brust sitzt.‘ Sie sprachen von England, von Politik, der Prinz fühlte sich etwas müde und lud den Geistlichen ein, für eine Weile in seinem Abteil Platz zu nehmen.

Der Zug hatte Savona noch nicht passiert, als ein Herr in einem dunklen Überrock, der sich aber in seinem Äußeren — vielleicht, was kleine Details anbetraf — vom Publikum eines Expreßzuges unterschied, die Couloirs entlang ging, da und dort einen unauffälligen Blick in ein Abteil warf und dabei auch den Geistlichen

und den Prinzen eine Sekunde lang mit Interesse betrachtete. Als aber der Prinz den merkwürdigen Herrn erstaunt anschaute, zog sich dieser zurück.

„Werden Sie in einer der englischen Kirchen an der Riviera predigen?“ fragte der Prinz nach einer Weile.

„Nein,“ sagte der Geistliche, „der Aufenthalt ist für mich nur eine Frage des Klimas.“ Er erzählte, daß er von Deutschland her nach Mailand gekommen sei, um auf diesem Wege Nizza zu erreichen.

Prinz Sergei, dem diese Begegnung eine ganz ungewohnte Stimmung gab, in der ihm dieser bescheidene Pastor wie eine höhere, von irgendeinem Zufall hergesandte Instanz zu einer Aussprache erschien, die sein Herz, wie das jedes kranken Menschen, nötig hatte, — der Prinz sagte: „Auch ich fahre zur Kur nach Cannes, schon viele Jahre jeden Winter, früher als Gesunder, jetzt aber, seit ich krank bin ...“

Der andere machte eine Handbewegung, als müßte er ihn an dieser Konfession verhindern.

Aber der Prinz lächelte: „Sie müssen es doch gehört haben, daß ich schwer brustkrank bin ...?“

Der Geistliche zuckte bedauernd die Achseln.

Der Prinz hatte sich zurückgelehnt und starrte vor sich hin: „Und doch erscheinen mir jetzt so viele Dinge des Lebens in meinem Zustand ganz anders, als ich sie sonst je hätte sehen können. Man wird sozusagen aufmerksamer, menschlicher ... können Sie das verstehen?" Der Prinz trug eine gütige Miene zur Schau, zugleich eine gewisse Behaglichkeit, als vermöchten ihn derartig allgemeine Redensarten in diesem Augenblick wirklich zu beruhigen.

„O gewiß," bestätigte der andere. Sie sprachen jetzt plötzlich Französisch, als ob diese Sprache die schmerzlichen Erfahrungen zarter, delikater auszudrücken vermöchte.

„Man wird auch ruhiger," fuhr der Prinz fort, „nichts kann einen mehr erschrecken oder verblüffen, wenn man sich erst mit dem Peinlichsten, mit dem Tod, etwas abgefunden hat."

„Glauben Sie das wirklich?" Der Geistliche sah dem Prinzen zum erstenmal voll ins Gesicht. Er sah, daß er ziemlich breit gebaut, daß seine Nase klein und leicht gebogen war, daß die Augen hinter einer gewissen Kühle einen — vielleicht nur in seltenen Augenblicken vorhandenen — weichen, fast melancholischen Glanz zeigten.

Der Prinz nickte, als wollte er auf seiner Meinung beharren.

Da sagte der andere: „Ich könnte Sie sofort in die größte Überraschung versetzen."

Der Prinz starrte ihn erstaunt an.

„Sie sahen eben diesen Menschen im Couloir vorbeigehen?"

„Das war ein Geheimpolizist," antwortete der Prinz.

Da entgegnete der Geistliche leichthin, und nur in seinem Blick strahlte für eine Sekunde der flackernde Glanz einer großen Erregung: „Er wird mich in Vintimille, sobald wir französischen Boden betreten haben, verhaften."

Der Prinz drehte sich langsam nach seinem Begleiter um, als müßte er während dieser Zeit einen Entschluß fassen. Dann fragte er, nicht ohne Interesse und ganz ungläubig: „Sie sind doch kein — Verbrecher?"

Der andere lächelte etwas hilflos: „Das kommt darauf an, wie weit Sie diesen Begriff fassen."

Da lachte der Prinz, der offenbar noch der Ansicht war, daß es sich um einen seltsamen Spaß handle, und fragte: „Bitte, sind Sie wirklich gefährlich? Wenn

ja, würde ich während unserer Unterhaltung meinen Diener herüberrufen."

„Seien Sie ohne Sorge," beruhigte ihn der andere, „der Detektiv steht nebenan im Couloir, ich sehe ihn zwar nicht, aber ich weiß, daß er dort steht, und daß er bis Vintimille nicht weichen wird."

Die beiden sprachen jetzt eine Weile nicht mehr. Prinz Sergei schien etwas ratlos zu sein. Er war da plötzlich und unvermutet in einer Lage, in der er sich noch nie befunden hatte. Er fühlte sich dem Merkwürdigen der Situation fast nicht gewachsen. Sein Blick zuckte seitwärts. Der andere hatte seine Hände ruhig im Schoße liegen.

‚Ein Verbrecher . . . ein Verbrecher?' fuhr es durch des Prinzen Gehirn. ‚Wenn er ein Anarchist wäre, Mitglied eines geheimen politischen Komplotts.' Prinz Sergei wandte noch einmal, jetzt ganz zaghaft, den Blick nach ihm. Er überlegte: ‚Der Mensch sitzt mir so nahe, daß er, selbst wenn er einen Revolver oder sonst ein Mordinstrument aus der Tasche zu ziehen die Absicht hätte, nicht handeln könnte.' Wieder maß er mit den Augen die Distanz. Nein, er könnte nicht

handeln. Prinz Sergei hatte unwillkürlich beide Hände zur Faust geballt.

Als ob er mit einem genialen Instinkte jeder dieser Überlegungen gefolgt wäre, sagte der andere: „Seien Sie ohne Sorge, ich bin für Sie ganz ungefährlich."

Da lächelte der Prinz plötzlich, wie wenn er einen Ausweg gefunden hätte: „Denken Sie sich, ich wurde einmal in Paris von einem Unterstaatssekretär und einem Detektiv in ein Lokal geführt, wo nach der Ansicht dieser Herren lauter Verbrecher waren. Die Herrschaften waren sehr stolz, mir dieses Milieu zu zeigen. Ist das nicht komisch? Aber was haben Sie denn verbrochen?" fuhr er fort und war, wie um sich zu erleichtern, wieder in seinen ungläubigen Ton verfallen.

„Erinnern Sie sich," sagte der andere leiser, „daß einer Ihrer Verwandten, der Großfürstin Anastasie, vor drei Jahren in Ostende ein Perlenkollier von größerem Wert entwendet wurde? Die Sache machte damals in den Zeitungen viel von sich reden."

„Gewiß, gewiß! Und Sie waren der Dieb?"

„Ja, Königliche Hoheit."

„Woher wissen Sie, wer ich bin?" fuhr der Prinz

auf, als ob ihm die Vertrautheit des anderen mit seiner Person erst jetzt nachträglich zum Bewußtsein käme.

„Ich sah Eure Königliche Hoheit schon wiederholt. Das erstemal im Winter 19 . . Es war am Weihnachtsabend. Eure Königliche Hoheit saß mit Ihrer Familie im Palmengarten eines Hotels an der Place Vendôme. Ich war damals Reporter eines amerikanischen Blattes und hatte in jener Nacht durch alle Hotels zu laufen, um die Liste der fremden Fürstlichkeiten nach Newyork zu kabeln."

„Ich möchte Sie bitten," bat jetzt der Prinz mit einer sanften Überlegenheit, „mich nicht mit meinen Titeln zu benennen. Ich reise inkognito. Ich nehme ja auch weiter keine Rücksicht auf Ihre Stellung in der bürgerlichen Welt. Sonst könnten wir nach Ihren vorigen Darlegungen offenbar unser Gespräch nicht fortsetzen."

Der andere zuckte zusammen und verneigte sich, ohne zu antworten.

„Warum sind Sie denn nicht Reporter geblieben?" fragte Prinz Sergei nach einer Weile.

„Weil das ein aussichtsloses Metier ist. Das Talent

des Reporters liegt nicht im Kopf, sondern in den Beinen. Da wird man früher oder später ganz natürlich ausrangiert. Ein Rennpferd läuft ja schließlich auch höchstens ein paar Jahre."

Prinz Sergei lächelte. Der Gedanke schien ihm zu gefallen.

„Und darum sind Sie auf diesen anderen gefährlichen Beruf gekommen?" fragte er.

„Ich gestehe Ihnen zu," äußerte der maskierte Geistliche, „daß meine Motive, die mich zu allererst auf diese abenteuerliche Bahn brachten, von den Gedanken oder Trieben, die mich darin bleiben ließen, sehr verschieden sind."

Der Prinz horchte auf. Es war ihm angenehm, daß der andere ruhig, gleichsam objektiv und jedenfalls ohne die deutliche Absicht, einen Eindruck zu erwecken, von seinem Falle sprach.

Jener fuhr fort: „Ich kann — wie man das juristisch nennt — auch gar keine mildernden Umstände für mich beanspruchen, denn mit kleinen Diebstählen, die ein Verzweifelter und Bedürftiger sozusagen aus krasser Not unternimmt, habe ich mich nie beschäftigt. Ich habe selten in meinem Leben gehungert."

„Woher stammen Sie eigentlich?“ unterbrach ihn der Prinz.

„Ich bin Holländer, wurde aber in Amerika geboren.“ Da dem Prinzen diese Auskunft zu genügen schien, fuhr der andere fort: „Durch meinen Beruf als Auslandreporter der ‚Evening Sun‘ und anderer Blätter lernte ich den Wert des Luxus kennen und auch etwas überschätzen. Jedenfalls hielt ich ihn damals für die nötige Grundlage meiner Existenz. So wurde ich aus egoistischen Gründen zu meinem ersten großen Coup veranlaßt.“

„Wie ging das zu?“ Die Stimme des Prinzen klang ganz eifrig.

„Ich entwendete einer Pariser Chanteuse — es war übrigens eine äußerst habgierige Dame — auf einem Schiff der White Star Line einige Pretiosen — ungefähr im Wert von zehntausend Dollar —, die ihr der Herzog von C., mit dem sie zwei Wochen in London verbracht, als Tribut vor ihrer Abreise nach Newyork geschenkt hatte. Es war vielleicht der zehnte Teil ihrer Schmucksachen. Ich kam mit der Dame in Berührung, weil sie Wert darauf legte, daß mein Blatt bei ihrer Ankunft von ihrer Eleganz und ihrem Reich-

tum unterrichtet sei. Ich hatte außerdem während der sechs Tage der Überfahrt jeden Morgen über ihr Befinden ein Marconitelegramm vorauszuschicken. Eine Zofe wurde unter dem Verdacht des Diebstahls verhaftet, mußte aber aus Mangel an Beweisen wieder freigelassen werden."

„Hat Sie die moralische Seite der Angelegenheit nie beschäftigt ... ich meine vor allem am Anfang?"

„Vielleicht, aber ich hatte schon zu Seltsames im Leben gesehen. Ich war von meinem zwölften bis zum fünfzehnten Jahr Telephonjunge an der Newyorker Börse. Glauben Sie mir, daß viele geistreiche und raffinierte Manöver, die ich da erlebte, und die, ohne daß ein Gesetz gegen sie vorhanden wäre, ganze Volksklassen ruinierten, — glauben Sie, daß dies wirkliche grausame, entsetzliche Verbrechen und gemeine Winkelzüge waren, wogegen alles, was ich je auf mich lud, nur Bagatellen sind — ich meine: im moralischen Sinn. — Hat denn die Chanteuse darunter gelitten?"

„Aber die Großfürstin?" lächelte der Prinz amüsiert, der mit boshaftem Vergnügen an seine Kusine dachte.

„Jedes raffinierte Geschäftsprinzip ist auf bewußter

Übervorteilung und Täuschung des Nächsten basiert," fuhr der andere fort, „dabei nehmen die Menschen den Schutz der Gesellschaft in Anspruch, brüsten sich mit sittlichen Prätentionen. Ich aber war mir wenigstens meiner Ausnahmestellung von Anfang an bewußt."

„Sie posieren als Dieb mit der Ehrlichkeit?" lachte der andere mokant.

„Ich hatte vielleicht diese Illusion nötig . . ." gab der maskierte Geistliche zurück.

„Aber hatten Sie denn nie die Sorge, bei diesen" — der Prinz stockte eine Sekunde lang — „Unternehmungen ertappt zu werden?"

Der andere entgegnete gedankenvoll: „Ja; schon, was mir einen gewissen Schutz verlieh, war meine Bescheidenheit. Die meisten Hochstapler sind Parvenüs; wenn sie Erfolg haben, werden sie davon trunken, treten aus ihrer bisherigen Lebensform heraus — verraten sich. Dies alles vermied ich. Sie dürfen mir glauben, daß ich heute Millionär bin, mein Geld ist sicher und vor allem für die Polizei unerreichbar angelegt, und doch lebe ich wie vor zehn Jahren, als ich außer meinen Reisespesen zwanzig Dollars für die Woche bezog."

„Aber warum stehlen Sie dann noch?" fuhr Prinz Sergei erstaunt auf.

Da wurde der andere ganz leise und apathisch: „Weil ich nicht mehr ruhig sein, weil ich diese furchtbare Qual der Nerven nicht mehr entbehren kann. Glauben Sie, daß es größere Erregungen gibt, als solch einen Coup auszuführen? Da man schreien möchte in der Marter und Anspannung des Gehirns und Körpers. Da man loht und brennt vor Entsetzen und doch ruhig bleibt. Ganz unbeweglich in seiner Maske wie in einem Gehäuse steht und jeden Verdacht abwendet. Dieses Gefühl der Herrschaft über mich selbst ist mir Wollust, dieser Reiz ist für mich ein Laster, eine Krankheit, die mich erwürgt. Ich bin reich, ich stehle nicht mehr um des Geldes, nur noch um der Sensation willen . . ."

Prinz Sergei saß nachdenklich und sinnend zurückgelehnt. Er verglich wie jeder Kranke seinen Zustand mit dem des anderen. Und plötzlich sagte er, und es klang, als ob er den Dieb beneidete: „Aber Sie leben . . . Sie werden leben, selbst wenn Sie im Gefängnis sind — und das Leben, das nackte Leben ist trotz allem das Wunderbare. Wer lebt, kann glück-

lich sein. Der Tod aber ist ein grausamer Widersinn.“ Er sank in sich zusammen und brütete dumpf vor sich hin.

Nach einer Weile fragte er mit verschleierter Stimme: „Aber was will er denn jetzt von Ihnen, der Detektiv?“

„Er folgt mir schon seit einem Monat. Von London über Brüssel, Berlin, bis hierher. Es sind Verdachtsmomente gegen mich vorhanden. Er wird mich verhaften. Ich werde vielleicht zu einem Jahre, zu zwei Jahren verurteilt werden. Zu einer größeren Strafe kaum. Denn man weiß nur wenig von mir. Nachher werde ich mich vielleicht nach Amerika zurückziehen. Von meiner Rente leben.“

Prinz Sergei sprach nicht mehr. Er verharrte in seiner Apathie. Als aber der Zug gegen Mittag in Vintimille einfuhr und der Geheimpolizist in das Coupé trat und seine rechte Hand auf die Schulter des Diebes legte, stand der Prinz auf, und er überragte die beiden Männer um Hauptesläng. Er zeigte dem Detektiv seine Identitätspapiere, erklärte ihm, daß er sich in der Person dieses Herrn täusche, da er sein Privatsekretär sei. Darauf machte er mit der Rechten eine

leichte Bewegung, woraus der Geheimpolizist schloß, daß er entlassen sei. Da ein Widerstand zu peinlichen diplomatischen Konflikten hätte führen können und derartige Komplikationen der französischen Regierung augenblicklich sehr unerwünscht gewesen wären, gehorchte der Agent der Geheimpolizei instinktiv.

Prinz Sergei aber führte seinen Schützling nach Cannes, wo er ihn unter dem Namen Van Klaaren in seiner Villa eine Woche lang versteckt hielt. Er hatte die Absicht, ihm nach Spanien und von dort nach dem Orient weiterzuhelfen.

Am neunten Tage aber war Van Klaaren spurlos verschwunden. Aber nicht, ohne den Prinzen um vierzigtausend Francs erleichtert zu haben. Es war in einer Morgenfrühe, der Prinz war erst bei Tagesanbruch übermüdet aus dem Kasino zurückgekommen, wo er ausnahmsweise im Bakkarat einen größeren Gewinn gehabt hatte. Jedenfalls war seine Brieftasche, die im Frack geblieben war, Van Klaaren im Ankleidezimmer zugänglich geworden.

Prinz Sergei war über dieses Ereignis und Resultat anfänglich sehr verblüfft. Da er aber im Grunde doch eine philosophische Natur war, fügte er sich bald

in diese Erfahrung, und er fand es schließlich auch erklärlich, daß dieser Mensch nicht plötzlich um seinetwillen auf die abseitigen und beklemmenden Gefühlssensationen, die das Glück seiner Existenz ausmachten, hatte verzichten können.

Passion

Das Modell war, nachdem es sich ausgeruht hatte, wieder auf das kleine Podium unter die große elektrische Bogenlampe getreten. Milchweiß strömte ihm das Licht über die schmalen Schultern. Die Schatten unter den Armen waren schwarz wie Kohle. Der Maler hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und hielt das Skizzenbuch in der Hand.

Das Mädchen stand jetzt unbeweglich, hatte in der Pose den linken Fuß vorgestellt und das Gesicht gesenkt. Der Blick des Malers glitt an ihrem schlanken, nackten Körper entlang und blieb an ihren Hüften haften. Da waren in dem unter der Beleuchtung flimmernden Fleisch braune Striche, wie Einschnitte oder Narben von Schürfungen.

„Sie sollten eigentlich kein Korsett tragen," sagte der Maler.

„Warum nicht?" fragte das Modell, ohne den Kopf zu bewegen.

„Weil es Ihnen die Haut verdirbt.“ Der Maler sah jetzt seitlich an die Wand nach der Uhr. Es war dreiviertel sechs. Er dachte: In einer halben Stunde wird meine Frau hier sein.

„Wenn ich kein Korsett trage, werde ich zu dick,“ antwortete das Modell, „meine Schwester, die einen sehr schönen Körper hatte, ist deswegen ganz aus dem Leim gegangen.“

Der Maler antwortete nicht. Er zeichnete still und andächtig. Er hielt den Stift mit zwei Fingern und zog langsam die Striche, die dann ganz an ihrem Orte sein mußten. Er wischte nichts aus. Setzte zu einer gezogenen Linie auch nichts mehr dazu.

Nach einer Weile sagte er: „Sie können Ihre Stellung wieder ändern.“

„Darf ich mich setzen?“

„Wenn Sie wollen.“ Er war aufgestanden und reichte dem Mädchen einen Stuhl auf das Podium. Sie setzte sich. Zu beiden Seiten traten die Schenkel in runden Wülsten heraus. Der Fleischton hob sich ganz flimmerig, fast orange vom karminroten Samtpolster des Sessels ab.

„Man müßte das eigentlich malen,“ hob er wieder

an. Und nach einiger Zeit: „Wir müssen bald aufhören, meine Frau kommt nachher."

‚Aha, seine Frau,' überlegte das Modell. Sie sah ihm in sein blondbärtiges Gesicht, das im Eifer der Arbeit einen sehr einfachen, naiven Zug bekam. Er sah eigentlich eher harmlos als geistreich aus. Doch müßte es eine Frau bei ihm gewiß gut haben. Vielleicht etwas langweilig, aber doch behaglich. Und darauf kam es doch im Leben sehr an, so überlegte das Mädchen weiter.

„Woran denken Sie jetzt?" fragte der Maler.

„Das kann ich gar nicht sagen," kicherte das Mädchen.

„Ruhe!" befahl der Maler. „Sie wechseln fortwährend die Position."

Sie schwiegen wieder beide.

Da meinte das Mädchen: „Ich dachte mir nur, daß schon mancher Maler ein Modell geheiratet hat."

„Das kommt vor," bestätigte der andere, „das ist eine Chance, die Ihnen auch noch offen steht."

„Na ja!" sagte das Mädchen fast verächtlich.

„Sie würden das wohl nicht für einen besonderen Glücksfall halten!"

„Nein," lachte das Modell.

„Haben Sie einen Freund?" fragte der Maler, und sein Blick irrte fortwährend von der Körperkontur auf das Blatt.

Das Modell zwinkerte: „Ich bitte, ich bin ein anständiges Mädchen."

„Das hab' ich mir nie anders gedacht," sagte er und lachte.

Es klopfte jemand an die Türe. Der Maler stand auf und ging, um nachzusehen. Es war der Freund. Er kam herein, hängte seinen steifen Filzhut und seinen Überrock an eine Staffelei, die in der Ecke stand. Dann trat er näher, setzte sich seitwärts auf einen Stuhl und begann eine Zigarette zu rauchen. Zuweilen schaute er nach dem nackten Mädchen hinüber, das ihn sichtlich genierte. Er konnte ihm jedenfalls nicht das stille, schöne Interesse des Malers entgegenbringen.

„Kommst du nachher mit uns zum Essen? Luise wird gleich hier sein," sagte der Maler, der ruhig weiterzeichnete.

„So? So? Sie wird gleich hier sein?" fuhr der andere auf.

Der Maler hob den Kopf: „Findest du das merkwürdig?"

„Durchaus nicht!" beteuerte der Freund. Sein Blick ging nach dem großen Atelierfenster, auf dem der Nebel in langen Strähnen niederrann. Aus der oberen Etage des Atelierhauses tönten die schnarrenden Laute einer Gitarre.

„Wo kommst du her?" fragte der Maler.

„Ich habe einen Spaziergang im Englischen Garten gemacht," antwortete der Freund, „ich habe übrigens den P. mit seiner Frau gesehen. Die scheinen ja wieder gut miteinander zu sein."

„Der Trottel," sagte der Maler, „der könnte, was die Hörner anbetrifft, mit einem ausgewachsenen Hirsch konkurrieren. Wie ist die Versöhnung zustande gekommen?"

„Der H. ist zu ihm hingegangen und hat ihm auf Ehrenwort versichert, daß zwischen ihm und seiner Frau nichts vorgefallen sei. Der P. hat es geglaubt, oder er tut so, als ob er es glaubte. Sie haben den H. seither wiederholt zum Essen eingeladen."

„Hat der H. einen Dusel!" sagte der Maler. „Aber ich will dir etwas sagen. Wie ich zwanzig Jahre alt

war, dachte ich mir, daß nach alter Erfahrung der Mann der einzige ist, der in solchen Fällen nichts merkt. Zehn Jahre später war ich der Ansicht, daß er der einzige ist, der nichts merken will. Heute glaube ich, daß es unter den vielen Fällen, wo einer betrogen wird, dennoch einige seltene Exemplare von naiven, gutherzigen Idioten gibt, die wirklich nichts merken, die von der Frau auf ihrer eigenen Nase betrogen werden könnten und keine Ahnung hätten. Denn schließlich kommt's nur darauf an, ob man zu einem Wesen Vertrauen hat. Je nachdem legt man die Anzeichen und Umstände zum Guten oder Schlimmen aus. Das heißt: einer, der Vertrauen hat, denkt einfach nicht weiter darüber nach, denn man hat im allgemeinen doch Wichtigeres zu tun, als jeden Nachmittag von fünf bis sieben zu überlegen, ob die Frau jetzt vielleicht in irgendeiner Junggesellenwohnung sein könnte."

„Na, ja," sagte der Freund.

„Es gibt natürlich auch wieder solche, die die harmloseste Frau mit ganz pathologischer Eifersucht verfolgen und ihr so wie ein Beichtvater den Geschmack für die Sache allmählich beibringen. Das sind allerdings die größten Tölpel."

Der Maler schwieg. Er zeigte ein ruhiges, befriedigtes Gesicht.

Er hatte die Gewohnheit, während des Zeichnens ganz langsam vor sich hinzureden, wobei er oft zwischen den Wörtern unmotivierte Pausen machte. Er liebte es aber, sich sprechen zu hören.

„Was meinen Sie zu dem allem?“ fragte er jetzt das Modell.

Das Mädchen schnitt ein spöttisches Gesicht: „Ich denke mir, daß eine Frau Gründe haben muß, bevor sie einem Mann Hörner aufsetzt.“

Der Freund lachte. „Das ist ein großes Wort.“

„Und was würden Sie nun mit einer Frau anfangen,“ fragte der Maler weiter, „von der Sie wüßten, daß sie Sie betrogen hat, mag sie nun Gründe gehabt haben oder nicht?“

„Wenn ich ihr Mann wäre?“

„Ja, denken Sie sich an die Stelle des Mannes.“

„Ich würde ihr eine runterhauen ...“ sagte das Modell, ohne sich zu besinnen.

„Sie lösen diese Frage auf eine äußerst einfache Art,“ sagte der Maler ernsthaft, „aber Sie haben recht. Die Konflikte dieser Welt werden verschieden behandelt.

Und ich glaube, daß die Frau, die nur Prügel kriegt, noch am besten wegkommt. Alle eleganteren Prozeduren sind grausamer."

Der Maler sah auf die Uhr: „Sie können jetzt gehen." Er stand auf und ging zum Lavoir, um sich die Hände zu waschen. Er hörte, wie das Modell zu dem Freund sagte: „Aber gehn's doch weg, Herr Doktor, ich kann's net leiden, wenn mir einer beim Ankleiden zuschaut."

„Lieber Freund," sagte der Maler, „dieses Mädchen ist sechs Stunden vom Tag splitternackt und in dieser Form durchaus comme il faut. Die übrige Zeit ist sie eine elegante junge Dame. Du hast Gelegenheit, sie in beiden Formen zu betrachten. Im Zustand der Verwandlung aber will sie ungestört sein; laß sie bitte in Ruh!"

Der Freund brummte und schritt im Atelier auf und ab.

Das Modell stülpte jetzt den Hut auf den Kopf, zog die Handschuhe an und sagte: „Grüß Gott, Herr Professor!" Und zum Freund: „Grüß Gott, Herr Doktor, gehn's, sein's net so grantig."

„Auf Wiedersehen, schönes Mädchen!" sagte der Freund und lachte.

„Warum auch Luise nicht kommt?" begann der Maler nach ein paar Augenblicken. Er hatte wieder die Uhr gezogen.

„Ich bin auch ihr im Englischen Garten begegnet, beziehungsweise in der Königinstraße," sagte der Freund leichthin.

„So, so ... das ist wohl möglich." Der Maler kramte in einer Mappe herum ... „Habt ihr euch denn begrüßt?"

„Nein..." antwortete der Freund, „sie sah mich nicht."

„Ja, sie hat's immer etwas eilig."

„O, nicht darum."

„Warum denn?" fragte der Maler immer noch ganz unschuldsvoll.

„Es wäre mir schmerzlich, dir das erklären zu müssen."

„So ... dann laß es eben sein," sagte der Maler und lächelte, „wenn es schon ein so großes Geheimnis ist."

„Du schneidest ein Gesicht, als ob du dich über mich mokiertest."

„Durchaus nicht," antwortete der Maler einfach, „ich hätte keine Ursache dazu."

„Allerdings nicht!" Die Stimme des anderen tönte jetzt gereizt.

„Wie meinst du das?"

„Ach Gott, ich bin schließlich auch nicht dazu da, dir das Unangenehmste mitzuteilen."

Der Maler betrachtete ihn aufmerksam: „Diese Rolle übernehmen Freunde im allgemeinen mit Vergnügen."

„Du stellst deinen Bekannten ein schlechtes Zeugnis aus!"

„Also warum hast du Luise nicht begrüßt?" fragte der Maler, diesmal eindringlich.

„Weil sie mit einem Herrn eben in einen Wagen stieg."

„Nicht möglich?" rief der Maler verdutzt. „Kenn' ich den Herrn auch?" Er hielt den Mund offen, als ob er so besser hören könnte.

„Sehr gut sogar . . ."

„Und du glaubst wirklich?"

„Ganz gewiß . . . im übrigen sind alle deine Freunde längst darüber informiert."

„Luise . . .? Nicht möglich . . ." stammelte der Maler abrupt.

Er schritt langsam mit gesenktem Kopf im Zimmer auf und ab. Und während er auf und ab ging, war es, als ob jeder Tritt ihn müder machte. Er ging in die Ecke, wo es dunkler war, und setzte sich auf die Ottomane. Er hatte ein ganz stupides Gesicht.

Während ein paar Minuten war es sehr still. Draußen hörte man jemanden die Treppe herabkommen.

„So . . . so . . .“ flüsterte der Maler ganz leise vor sich hin. „So . . . so . . .“ wiederholte er . . . „Aber kann denn nicht alles —“ er machte eine Handbewegung — „so ein Schwindel, so eine ganz infame Lüge sein.“

„Aber ich bitt' dich!“

„Warum hast du mir das eigentlich sagen müssen?“ fragte er plötzlich trocken, fast spöttisch.

„Du warst doch vor der ganzen Welt lächerlich, ich konnte das nicht mehr mit ansehen.“ Der Freund machte eine große tragische Geste.

„Was für ein Mitgefühl!“ stöhnte der Maler. „Und du glaubst, daß ich jetzt glücklicher bin?“

„Was kann ich dafür?“ erwiderte der Freund.

Seine Stimme klang außerordentlich inhaltlos und oberflächlich.

„Geh' hinaus!“ bat der Maler leise.

Der Freund starrte ihn verblüfft an.

„Geh' hinaus!“ schrie der andere.

Der Freund wackelte mit dem Kopfe und zuckte mit den Achseln: „Du bist verrückt!“

„Hinaus gehen sollst du!!“ brüllte jetzt der Maler. „Ich kann dich nicht mehr sehen, Intrigant, Halunke, Verbrecher!!“ Er stand aufrecht, seine Arme und Hände zitterten, als ob sie zu kreisen anfangen wollten. Seine Augen blickten stier.

Der Freund gewann die Türe, ohne sich Zeit zu nehmen, er trug den Überzieher am Arm.

Der Maler brach auf der Ottomane zusammen.

Nach einer Viertelstunde trat die Frau herein. Sie öffnete die Türe, sah sich um und war erstaunt, niemand zu sehen. Sie war elegant, zierlich, klein, brünett, mit lebhaften braunen Augen und etwas dunklem Teint. Ein intensives, aber feines Parfüm breitete sich sofort im Raum aus. Sie hob den Kopf, als ob sie lauschte, sah dann den Gemahl auf der Ottomane liegen und war außerordentlich erstaunt. Sie machte

erst einen Schritt vorwärts, blieb dann wieder stehen, als ob sie plötzlich Mißtrauen hätte.

„Robert!“ stieß sie leise hervor.

Er hob den Kopf. Seine Augen blickten ganz verstört.

„Um Gottes willen, du bist krank!“ schrie sie auf, nahm hastig Hut und Schleier ab und beugte sich über ihn.

Er richtete sich jetzt auf, als ob er allmählich zu sich käme. Er nahm ihre beiden Hände, betastete sie und schüttelte den Kopf.

„Was fehlt dir? Robert! Was fehlt dir?“ Sie redete immer noch in einem Ton, als ob sie ihn aufwecken müßte.

„Ist es denn möglich?“ fragte er ganz verwirrt und naiv. Um ihre Mundwinkel zuckte ein Lächeln. Er sah in diesem Moment wirklich einfältig aus.

„Wovon sprichst du denn?“ fragte sie wieder. Sie fand ihn offenbar sehr komisch.

„Setz' dich her!“ befahl er. Sie setzte sich gehorsam neben ihn. „Es ist einer hier gewesen, der behauptet, du habest mich betrogen ... Hast du mich betrogen? ...

Hast du mich betrogen?" stöhnte er flehentlich, fast gellend. Er schaute ihr in die Augen.

Sie war jetzt sehr erschrocken und senkte den Blick.

Da sagte er tonlos und still: „Du hast es getan . . ."

Sie erwiderte nichts.

„Sprich doch," schrie er plötzlich auf, „sprich doch!" Sie hielt die Augen geschlossen und antwortete nicht. Sie war sehr blaß.

„Natürlich . . ." stammelte er vor sich hin, „so etwas gesteht keine ein."

Sie saß immer noch da wie eine Statue.

Er stand plötzlich auf und begann wieder im Atelier auf und ab zu gehen. Er wollte einen Entschluß fassen. Und zwar sofort. Er blieb vor ihr stehen: „Ich verlange, daß du ein vollständiges Geständnis ablegst, ein vollständiges Geständnis . . . hast du mich verstanden?"

Die Frau rührte sich nicht.

„Wenn du glaubst, daß du mir durch diesen passiven Widerstand imponieren kannst, so täuschest du dich!" Jedes Wort tönte erregt und drohend. Er schaute sich auf halbem Wege zur Staffelei hin wieder nach ihr

um. Er war selbst erstaunt, wie rauh und brutal seine Stimme geklungen hatte. Alle Zurückhaltung, alle Disziplin, die die Welt ihm seit einem Dutzend von Jahren im Verlauf seiner Karriere auferlegt hatte, war urplötzlich von ihm abgefallen. Seine ganz ungeschminkte Natur wagte sich hervor. Er fluchte jetzt wie seine Ahnherrn, wie ein Bauer. Es war ihm eine Erleichterung.

Sie war immer noch regungslos. Da brach er wieder los:

„Alles will ich wissen, ich will dich zwingen, mir die ganze Gemeinheit deiner Handlung einzugestehen, alle Details will ich kennen, die geringsten Details! O himmlische Einfalt, daß ich das erleben muß! Und vor einer Viertelstunde, verstehst du, vor einer Viertelstunde habe ich mich noch über den P. mokiert, weil ihm seine Frau Hörner aufsetzt, und ich lauf' seit Tagen, seit Wochen, vielleicht schon seit Jahren mit einem solchen Geweih herum. Der P. ist wenigstens fünfzig, aber ich bin neununddreißig ... mit neununddreißig Jahren so ein gehörnter, betrogener Trottel, oh ... oh ...“ Er ballte die Fäuste zum Himmel, er schrie in seiner Wut.

Die Frau hielt die Augen immer noch geschlossen.

Da besann er sich plötzlich: „Aber sag' doch ein Wort!" Er wurde mild: „Aber wie ist es denn gekommen? So etwas ist doch nicht auf einmal da. Es wird doch vorbereitet ... oder es bereitet sich vor ... sag' aufrichtig, hab' ich es verdient? Bin ich nicht ein anständiger, guter Mann zu dir gewesen? Hab' ich nicht immer für dich gesorgt?"

Er hatte sich wieder zu ihr hingesetzt. „Gib mir deine Hand!" Sie gab ihm ihre rechte Hand. „Aber natürlich," so packte es ihn wieder ... „je mehr Zeit eine Frau und je weniger Sorgen sie hat, um so leichter ist der Teufel los!"

Zu Tode betrübt ließ er den Kopf hängen. „Nein, nie hätte ich das geglaubt, nie ... ich habe dich immer für ein so grundehrliches Wesen gehalten. Ich hatte so viel Vertrauen zu dir, so viel, als man nur haben kann. Aber das war natürlich der Fehler. Doch was hätte es denn genützt! Ich hätte dich doch nicht einsperren können. Und die Kinder ... hast du denn gar nicht an die Kinder gedacht?"

„Was für kalte Hände du hast," sagte er plötzlich. „Frierst du?"

Sie schüttelte den Kopf. Es war das erste Zeichen, das sie von sich gab.

Er wurde jetzt ganz innig wehmütig und weich: „Und denk' an die zehn Jahre, die wir nun hinter uns haben, und an die Zeit, da wir verlobt waren, an jenes schöne Frühjahr, und an jenen Samstagabend in Pullach, in der Brauerei ..."

Er redete immer weiter, wie ein gutherziger, in seiner tiefsten Seele getroffener Bürger.

„Gewiß," hob er wieder an, „du hättest vielleicht äußerlich eine bessere Partie machen können, so eine mit mehr gesellschaftlichem Firlefanz. Das hätte vielleicht eher zu deiner Natur gepaßt; so etwas lieben die Weiber mehr als alle Einfachheit, als ein wirklich geistiges Zusammensein. Jawohl, das ist es: Das Weib haßt das Geistige ... das Geistige ..." Er hielt inne. Er fühlte selbst, wie sonderbar das klang. Er lehnte sich zurück. Er sagte ganz hilflos: „Was hilft mir jetzt meine ganze Kunst ... natürlich, was ist so ein Künstler für seine elegante Frau: Eine Dekoration. Sie freut sich, wenn ihr einer sagt: Ich hab' ein Bild von Ihrem Mann in der Ausstellung g'sehn! Das tut ihr wohl, und dazu poussiert sie mit einem faden Kerl,

der im Frack daherscharwenzelt oder mit einer Teetasse in der Hand an der Wand herumsteht. Wir ... wir Künstler ..." er begann vor Erregung zu kochen „... wir sind nicht so blöde Gesellschaftstiere, solche Modeaffen, wir haben unsere Arbeit ..." Er brach plötzlich ab, hielt sich die Schläfen und schrie: „Aber so ein fader Kerl ... so ein fader Kerl kann einfach kommen ..."

Da öffnete die Frau zum erstenmal die Augen groß und weit und sagte: „Du weißt ja gar nicht, ob er so fad war ..."

Er riß den Mund auf, als hätte er nicht richtig verstanden.

Sie starrte ihn immer noch groß und trotzig an.

„Was hast du gesagt?" fragte er, wie von einem Keulenschlag getroffen.

„Daß ich von der Geschichte jetzt genug hab'; du kannst doch nicht eine Stunde lang so fortfahren. Vor allem schrei nicht so!"

„Was?" höhnte er. „Ich soll nicht mehr schreien dürfen? In meinem eigenen Atelier? Ich soll mich ducken ...? O, da kennst du mich schlecht." Er gestikulierte, seine Augen hatten einen stechenden, grellen Glanz.

„Du kannst mich erschießen oder dich scheiden lassen von mir, aber hör' jetzt auf, so laut zu schreien. Das bitt' ich mir aus!" Die Frau sah ihn kühl, fast gehässig an.

Da stemmte er seine Fäuste in die Seiten und sagte langsam: „Liebes Kind, jetzt geht es überhaupt erst an!"

„Dann zieh' ich es vor, mich zu entfernen." Die Frau machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen wollte.

Er hielt sie am Arm: „Du bleibst hier!"

„Wozu? Du kannst mich nicht zwingen!"

„Doch, ich zwinge dich, du wirst mir jetzt sagen, wer es gewesen ist!" Er zeigte eine unheimliche, verzerrte Fratze.

„Niemals! Niemals!" Eine flammende Röte zuckte ihr über das Gesicht.

„Du bereust es also nicht, was du getan hast?" Ein brutaler, grausamer Zorn stieg ihm ins Gehirn...

Sie gab keine Antwort.

„Du bereust es also nicht," heulte er, „du nimmst ihn in Schutz, den Schurken, den Ehrabschneider," er keuchte, alles Blut stand ihm im Gesicht . . . „du hältst

zu ihm, zu diesem Intriganten?" geiferte er. Er bekam sie an den Schultern zu fassen. Sie wehrte sich, wollte aufstehen, fiel wieder auf die Ottomane zurück ... „Dieser Halunke ... dieser ..." kreischte er. Seine Hände umkrallten ihren Hals, sein Atem pfiff, sein Gesicht war hart über dem ihren. Sie wollte schreien, aber er erdrosselte jeden Laut.

Da begann er plötzlich zu zittern. Aus ihrem heißen Gesicht stieg ihm ein betäubender, verzehrender Duft entgegen. Es war, als ob ihn ein Schwindel überkäme. Er starrte auf ihre roten, gewölbten Lippen. Ein Rausch stieg in ihm auf, ein entsetzlicher Rausch, wie er ihn nie gefühlt. Es riß ihn hin und her, er sträubte sich, seine Haut sträubte sich vor der Berührung, und dennoch zog es ihn unaufhaltsam nieder. Wasser rann ihm aus den Augen, aber er begann diesen üppigen Mund wie ein Wahnsinniger, ein Verzweifelter zu küssen. Dazu würgte er sie, stieß Flüche, gräßliche Verwünschungen aus und umschlang sie wieder, bis er ganz zusammenbrach in einem furchtbaren, schmerzhaften Begehren.

Die Frau war jetzt ganz still. Sie ließ alles über

sich ergehen. Sie war glücklich. Denn sie fühlte in den tiefsten Nerven, daß er sie noch nie so heiß, so qualvoll und übermächtig geliebt hatte wie in diesem Augenblick.

Der Rekord

Der Calais-Expreß stand zur Abfahrt bereit. Über den Perron stürzten die letzten Ankömmlinge. Träger keuchten, mit schweren Lederkoffern beladen, vorbei und an den langen gelben Wagen entlang. Geschrei und Befehle in allen Sprachen durchschwirrten die graue, selbst in den Morgenstunden dämmrige Luft der Halle. Aus den Couloirfenstern starrten die glattrasierten, etwas teilnahmlosen Gesichter englischer Aristokraten. Daneben spielte eine bewegte Abschiedsszene zwischen einer Dame von brasilianischem Typus und einem jungen Herrn von bunter Eleganz, der offenbar ihr Landsmann war. Eine Negeramme hielt ein kleines, blondes Mädchen aus dem Waggon, das ein altehrwürdiger Herr oftmals umarmte und küßte. Dahinter stand eine junge Schönheit von amerikanischem Charme. Ringsum Rufe und Gestikulationen, als müßte man in jeden letzten Augenblick noch so viel an Gefühl und Zärt-

lichkeit und Hingabe hineinpressen, als nachher während langer Zeit gar nicht mehr nachzuholen wäre.

Wieder schwankte in aller Hast einer der breiten, von aufgetürmten Koffern beschwerten Wagen vorbei. Fast gleichzeitig eilten die Kondukteure am Zug entlang. Die Türen fielen mit dumpfem Hämmern zu. Noch einmal rauschten wie eine sprühende Welle die vielen und fremden Stimmen dieser bunten, internationalen Menschenmenge auf.

Da — im letzten Moment betrat eine Herrengruppe den Perron. Sie wurde in der Hast und der Exaltation des Abschiednehmens nicht weiter beachtet, und es machte sich niemand darüber Gedanken, als diese letzten Passagiere nicht beim vordersten der Salonwagen still hielten, sondern auf die große, achtachsige Pazifiklokomotive zuschritten, die wie ein pompöses gepanzertes Untier dastand und heißen, dumpf hämmernden Atem von sich gab.

Voraus ging ein junger, schlanker Herr mit einem schmalen, fast zarten Gesicht, der mit seinem älteren Begleiter, den die Rosette der Ehrenlegion schmückte, in eifrigem Gespräch war. Dahinter kamen zwei andere junge Kavaliere mit dem Bahnhofvorstand,

und zuletzt schritt in einiger Distanz ein Kammerdiener, der eine gelblederne Reisetasche trug.

Als sich die Gruppe der Maschine genähert hatte, sprangen, als ob sie auf diesen Moment gewartet hätten, vom Trittbrett zwei rußige Gestalten ab.

Der dekorierte Herr trat einen Schritt vor und sagte: „Darf ich Eurer Königlichen Hoheit den Lokomotivführer Mercier und den Heizer Leduc vorstellen?"

Der Herzog von Br. antwortete: „Ich danke Ihnen, Herr Ministerialrat." Dann wandte er sich an den Lokomotivführer: „Es läge in meinem Wunsche, daß Sie während der Fahrt mit meinem Diener im Salonwagen Platz nähmen."

Der andere verneigte sich.

Jetzt zog sich der Herzog eine lange blaue Mechanikerbluse über, die ihm sein Diener aus der gelben Tasche gereicht hatte. Fast zugleich ertönten in der Halle die drei Schläge als Zeichen zur Abfahrt.

Der Herzog gab dem Herrn aus dem Ministerium und seinen beiden Freunden die Hand, verbeugte sich leicht gegen den Bahnhofsvorstand und sprang auf die Lokomotive. Ein Ruck am Regulator, der Dampf schoß in die Zylinder, die Kolben begannen sich zu be-

wegen, der Expreß fuhr langsam an. Leduc, der Heizer, stand hinter dem Herzog, die Hände an der Hosennaht, als wartete er auf einen Befehl. Aber der andere schien seine Gegenwart kaum zu empfinden. Er hielt noch immer den Regulator, während der Expreß zischend durch die Vorstädte hinaus und über die Brücken donnerte.

Unterdessen betrachtete Leduc die karierte englische Reisemütze des andern, die jener sich tief in die Stirne gezogen hatte, dann die grauen mit Stulpen versehenen Automobilhandschuhe, die dem Herzog bis weit über die Knöchel reichten, und er überlegte, nicht ohne eine gewisse Befangenheit über die vornehme Gesellschaft, in der er sich augenblicklich befand, den Preis dieses matten, schwedischen Leders.

Nach einer Viertelstunde war man längst im freien Feld. Es war ein warmer, fast zu heißer Sommermorgen. Die Wiesen hatten schon eine gelbliche, welke Färbung. Gegen den Horizont hin schwamm die Hitze wie eine graue silberfarbene Wolke.

Gärten und Villen tauchten auf. Ein kleiner Ort. Eine Frau in einer roten Morgenjacke klopfte einen Teppich unter einem Fenster.

Der Herzog gab jetzt vollen Dampf Er hatte sich auf das Tachymeter vorgebeugt. Der Expreß fuhr schon mit einer Schnelligkeit von achtzig Kilometern. „Ein forscher Herr,“ dachte Leduc. Er freute sich eigentlich. Er war stolz auf diese Fahrt. Da gab es etwas zu erzählen, zu renommieren. Und schließlich war es doch ein Ereignis. Die Zeitungen würden sich damit beschäftigen. Die Reporter würden ihn schon heute nacht, wenn er mit dem Abendexpreß zurückkäme, an der Lokomotive abfangen, Details verlangen, ihn zu einem Glase einladen. Ja, diese Herren ließen sich's etwas kosten, wenn ihnen wirklich an einer Auskunft sehr gelegen war. Leduc überdachte sich das in allen Einzelheiten. Er hatte wirklich Anlaß, mit dem heutigen Tag zufrieden zu sein.

Eben bog der Zug in die scharfe Biegung zwischen Chantilly und Creil ein. Leduc schaute nach des Herzogs rechter Hand. Er dachte ganz gewohnheitsmäßig: ‚Er wird jetzt den Hebel hinüberdrücken, denn diese Kurve darf nur mit vierzig Kilometern gefahren werden.‘

Aber der Herzog rührte sich nicht. Er schaute mit einem offenen, indifferenten Blick hinaus auf die Strecke. Noch einmal neigte sich Leduc fast scheu gegen den

Schnelligkeitsmesser. ‚Zweiundachtzig Kilometer,‘ zuckte es durch sein Gehirn.

Jetzt war der Expreß in der Kurve. Die Räder knirschten. Ein unheimliches drohendes Zittern bebte sekundenlang durch den Zug. Der Heizer fühlte es in den Fußsohlen, in den Knieen. Eine leise Beklemmung hielt ihn während ein paar Atemzügen umfaßt. Der Herzog mußte das Reglement doch kennen. ‚Er müßte es doch kennen,‘ ging es wieder durch Leducs Gehirn.

Der Herzog prüfte die Dampfpression. Er schien befriedigt zu sein. Dann sah er einmal seitwärts und streifte den Heizer mit einem so inhaltslosen Blick, als ob jener nicht neben ihm stünde, sondern in eine ganz weite Entfernung gerückt sei.

In Leduc stieg auf einmal und ganz unvermittelt eine leise Bangigkeit auf; eine vage Sorge vor irgend etwas, das noch eintreten könnte. Der Expreß fuhr einem Wald entlang. Dann tat sich eine weite offene Gegend auf. Leduc hatte diese Strecke hundertmal gefahren. Er hatte das Tempo für jede Steigung und Biegung in den Gliedern. Aus dem Stampfen, aus dem Rhythmus der Maschine floß es direkt in seine Nerven über. Er wußte instinktiv, wo Volldampf zu

geben, wo zu bremsen war, er hatte gewisse Häuser, Baumgruppen im Gedächtnis, bei deren Auftauchen die Geschwindigkeiten geändert wurden. Das alles stand in seinem Kopf wie in einem Buch.

Hier aber geschah etwas merkwürdig Neues, Disziplinloses. Der Zeiger stand jetzt schon auf hundertzehn Kilometer Schnelligkeit. Ein Stationsgebäude zeigte sich. Häusergruppen kamen näher. Der Zug jagte in die Station, daß die Weichen krachten.

‚Clermont,' dachte Leduc, als sie vorbei waren. Er sah auf die Uhr. Sie zeigte zehn Uhr achtundzwanzig. Man war also die siebzig Kilometer in achtunddreißig Minuten gefahren. Und das Tempo steigerte sich von Augenblick zu Augenblick.

Leduc hielt sich mit der rechten Hand an der Schutzstange des Maschinenhauses. Uber die Lokomotive hin floß der Wind in einem hohen, pfeifenden Ton. In ein paar Minuten mußte man bei der nächsten scharfen Kurve sein. Leduc war es, als ob sich dann etwas entscheiden müßte. Und wenn es sich nicht zum Guten entschied, dann war es gefährlich, unheimlich gefährlich.

Wieder ging es einem Waldrand entlang. Die Tannen tanzten wie dunkle Zeichen in flirrendem Licht

vorbei. Auf dem Felde waren Bauern bei der Heuernte. Große gelbe Haufen lagen da und dort, waren auf Wagen geladen. Aber die Wagen und Menschen und Pferde flossen ineinander über, zu langen braunen Strichen zusammen.

‚Jetzt müßte die Kurve da sein,‘ dachte wieder Leduc. Er hatte plötzlich Angst. Ganz deutliche Angst. Wie etwas Schweres, kaum zu Tragendes legte es sich ihm auf den Atem, auf die Brust. Ein lästiges, unausstehliches Gefühl. Jetzt sah er die Biegung kommen. Dort war erst das Wärterhaus, dort pflegte Mercier den Dampf abzustellen, selbst wenn er nur siebzig Kilometer fuhr. Und jetzt stand man weit über hundert.

‚Königliche Hoheit,‘ wollte Leduc schreien. Sein Mund öffnete sich, gab aber keinen Laut. Er wagte es nicht. Wie wollte er, der Heizer, einem Führer Vorstellungen machen, und gar einem Herzog, einer Hoheit, die ein großes Tier aus dem Ministerium sogar bis zur Maschine begleitet hatte. Aber die Bangigkeit wuchs. Das Wärterhaus flog mit gräßlicher Schnelligkeit heran.

‚Himmlischer Vater, er wird vielleicht doch‘ . . . durchbebte es Leduc, und er hielt immer noch die Eisenstange wie im Krampf umfaßt.

Der Herzog rührte sich nicht.

Da . . . ein Krachen, ein scharfes sprühendes Geräusch. Man war in der Biegung. Als wollte sie sich gegen eine Anmaßung aufbäumen, zitterte wieder die Lokomotive. Leduc empfand deutlich die Neigung nach innen. Ein entsetzliches, unterirdisches Würgen schien durch den ganzen Zug zu gehen. Als ob furchtbare Gewalten und Kräfte miteinander im Kampf lägen, erschütterte es die Flucht der Wagen.

Leduc atmete schwer. Er wollte jetzt dennoch den Mut finden. Er mußte ihn aufbringen, um jeden Preis.

Ein Stationshaus flitzte vorbei. Es war nur wie ein breiter gelber Fleck. Das Zinkdach der Halle blinkte eine Sekunde lang in der Sonne wie ein Blitz.

Da war es, als ob der Herzog, der bisher in einer stillen Apathie am Apparat gestanden, irgend etwas gesprochen hätte. Es war Leduc wie eine Erlösung. Aber er hatte nichts verstanden. Es war bei dem Gerassel auch nichts zu verstehen.

Leduc beugte sich vor und starrte dem anderen blöd in den Nacken.

Wieder glaubte er des anderen Stimme zu vernehmen.

Da beugte sich plötzlich der Herzog nieder, nahm einen Eisenhaken und riß die runde Türe zur Feuerung auf. Ein heißer, glühender Luftstrom schoß heraus. Wie ein blutroter und wieder weißbrennender Rachen gähnte der feurige Schlund.

Leduc hatte verstanden. Er schleppte Kohlen her. Die schwarzen Klumpen fielen in die morsche lodernde Glut, die in einem weißflammenden Staube aufsprühte. Immer mehr wuchs der dunkle Haufe, und Leduc wagte nicht aufzusehen. Er fühlte den Blick des andern wie etwas in seiner Fremdheit Bannendes in seinem Genick. Und er schaufelte, schaufelte, daß ihm der Schweiß über die Schläfen, vom Kinn troff, daß er keuchte unter jedem Hub.

Als er sich aufrichtete, sah er, wie der Herzog das Volant, das die Ventile in die Zylinder erweitert, herumriß. Ein Brausen erschütterte die Luft. Als ob die Maschine von einer neuen Peitsche getroffen wäre, hetzte sie weiter.

Leduc wagte nicht mehr nach der Geschwindigkeit zu sehn. Er hatte alles Blut in den Augen. Seine Nägel gruben sich in die Handballen. In jedem Augenblick konnte die Katastrophe kommen.

Da drehte der Herzog ein ganz klein wenig den Kopf. Leduc sah, daß sein Gesicht lächelte. Ganz heiter und unschuldig lächelte. Vielleicht hatte er von allem, was er tat, keine Ahnung . . .

Aber der Herzog, der wie ein Glücklicher dastand, wußte genau, was geschah und was vielleicht geschehen mußte. Er hatte noch feinere Nerven als Leduc. Er kannte die Gefahr, die ihm jetzt mit einer schmerzhaft kühlen Hand ans Herz griff. Und war es denn nicht um dieses Schmerzes willen, daß er fuhr? Daß er hier auf der Lokomotive war?

Sein Blick schweifte über diese warme, dem Sommer entgegenreifende Landschaft. Zugleich empfand er, wie der Mann hinter ihm Angst hatte, wie er sich vor Entsetzen krümmte. Er verstand es eigentlich nicht.

Seine Gedanken gingen in der Erinnerung zurück. Jetzt vor einem Jahr, es war am vierten oder fünften Juni, hatte er sich in Mourmelon auf einem Monoplan für die große Konkurrenz und den Flug über den Kanal trainiert. Er war damals bei der Landung in Dover etwas ungeschickt gewesen und hatte den Apparat zerschlagen. Er hatte auch schon den Flug über Paris mit der Wendung um den Eifelturm ge-

macht. Nun ja, es war gewiß ein Kitzel gewesen, achthundert Meter über dieser Stadt zu sein, über diesem Meer von Häusern, und jeden Moment zu riskieren, daß der Motor still stünde, daß man gezwungen wäre niederzugehen und keinen Platz finden könnte. Einfach keinen Platz zwischen den Dächern und Starkstromleitungen und allen Vehikeln des Verkehrs. Aber auch diese Sensation hatte sich verloren. Auch der Traum der Höhe war verblaßt. Was bedeutete es schließlich, so ganz allein über den Wolken zu sein, wo man kaum ein Maß für die Einsamkeit hatte, wo die Erde unten und all ihre Formen längst zu einer indifferenten Fläche geworden waren. Was bedeutete es, in solcher Höhe mit Windeseile über das Land zu rasen, wo nur ein Zeiger auf einem Zifferblatt die Geschwindigkeit angab? Um Schnelligkeit wirklich zu fühlen, um ihren ganzen heißen Rausch zu erleben, brauchte man die Gegenwart von tausend Dingen: Häuser, die sich in der Hast zu grauen, am Wegrand aufgestellten Wänden abplatteten, Bäume, die zu Pilzen zusammenschrumpften, Menschen und Tiere, deren Konturen sich verwischten, und die wie hinter flirrendem Glas standen.

Der Herzog starrte wieder auf die Lokomotive; der Stahlpanzer warf das Sonnenlicht zurück, daß es in den Pupillen brannte. Er schloß die Augen, er empfand nur noch ein Stampfen und Rütteln; diesen wuchtigen und rasenden Takt der Räder. Und da war noch etwas, das ihm tiefer und unheimlicher in die Nerven eindrang. Er fühlte es in den Fußspitzen. In der Hand, die, nur um sich zu stützen, den Regulator hielt. Es war, als ob neben all der Hast, die nach vorwärts jagte, noch ein anderer Trieb vorhanden wäre. Ganz deutlich spürbar bebte in der Raserei der Drang, der über die Schienen hinaus wollte, der sie zuletzt biegen und brechen müßte. Und diese Kraft wurde von Minute zu Minute stärker, gleich einer grausamen, bösen Lust.

‚Es brauchte vielleicht nur eine Niete los zu sein, eine andere locker,‘ überlegte der Herzog und erschauerte.

Er öffnete die Lider. Weichen knarrten. Man war schon wieder in einer Station. Ein Mann stand auf dem Perron und schwenkte eine Fahne.

‚Komisch,‘ dachte der Herzog. Seine Überlegungen irrten wieder für ein paar Sekunden in die Vergangenheit. Da war jener Abend im Klub gekommen, wo

die besten Köpfe und die tapfersten Herzen der jungen Sportswelt um einen Tisch gesessen und sich beklagt hatten, daß in Europa zu wenig Raum vorhanden sei. Da gab es wohl Straßen, aber dann plötzlich ein Gefährt mitten auf der Strecke, oder ein Dorf mit einer Menschenansammlung, oder eine Kuhherde, die der Hirt zum Brunnen trieb. Man redete lange und erregt, bis Robert — Robert war des Herzogs bester Freund — sagte: „Was wollen wir uns der Welt und den Gesetzesparagraphen entgegenstellen! Benützen wir die vorhandenen Mittel. Wäre es nicht auch ein Sport, ein ganz passionierender Sport, einmal den Expreß in zwei statt in drei Stunden nach Calais zu führen?“ Alle hatten aufgehorcht.

Ja, das war etwas ganz Neues. Eine Sensation, die verdoppelt, verhundertfacht wurde durch ein paar Dutzend Menschen, die sie miterlebten.

Der Herzog lächelte. Er dachte jetzt wirklich an diese heiteren raffinierten Herren und Damen, die in rotgepolsterten Coupés saßen und heute abend um fünf Uhr in London zu sein hofften. Menschen, die vielleicht vorgestern in Florenz noch durch die Cascine gefahren waren, die die gestrige Nacht an der Place

Vendôme oder in einem der amerikanischen Hotels der Champs-Elysées verbracht hatten, und die morgen früh schon durch den Hydepark zu galoppieren glaubten. Menschen, für die die Erde aus Stationen bestand, die den Rhythmus der Expreßzüge in allen Nerven trugen, die den Staub von tausend Straßen geschluckt hatten, deren Gefühl in der Glut der Schnelligkeit und deren Blut im Rausch der Etappen brannte, Luxuswesen, für die kein Schreck zu groß und keine Angst zu würgend war.

Wie mochten sie sich jetzt in den Kissen aufrichten, sich erst mit gedämpften Ausrufen zu beschwichtigen suchen. Vielleicht standen sie schon in den Couloirs und redeten aufeinander ein in einer heißen Beklemmung. Und diese alle würden vielleicht in zehn Jahren noch erzählen, daß sie einst jene tolle Fahrt im Calais-Expreß mitgemacht hätten, da der Herzog von Br. die Lokomotive geführt und auf offener Strecke offenbar verrückt geworden war. Vielleicht konnte diese ganze Geschichte auch nur von den Verwandten dieser Herrschaften berichtet werden, wenn etwa von diesem ganzen Zuge nur eine tief in die Erde eingegrabene Lokomotive und ein paar ineinander und

übereinander geschachtelte Waggons übrig bleiben sollten.

Der Herzog überdachte diesen Gedanken mit einer beseligend qualvollen Ruhe.

Aber diesen Augenblick hatte er erwartet. An diesen Moment hatte er gedacht, während er drei Monate lang in den Werften und als Heizer auf der Maschine arbeitete, bis er das Führerzeugnis bekam. Oh, der Minister hatte Wert darauf gelegt, ihm eigenhändig und vor seinen Augen das Erlaubnisdekret für diese Fahrt zu unterzeichnen, in Anbetracht der außerordentlichen Verdienste, die Ihre Königliche Hoheit sich schon um die Förderung der Aviatik und des Automobilismus erworben; und es war ja nicht das erstemal, daß er — wie der Minister sich ausdrückte — Gelegenheit gehabt hatte, Ihre Königliche Hoheit zu einer ganz eigenartigen und besonderen Bestrebung zu beglückwünschen.

Der Herzog sah auf die Uhr. Sie zeigte zehn Uhr fünfzig. Eine Stunde war seit der Abfahrt vergangen. Man mußte kurz vor Amiens sein. Der Zug hatte schon einen Vorsprung von fünfzig Minuten.

‚Welches Tempo, welches Tempo,' stammelten plötz-

lich des Herzogs Lippen fast furchtsam und leise. Eine rührende, innerste Ergriffenheit hatte ihn erfaßt. Es war wie eine stille unsägliche Dankbarkeit dafür, daß er dies erleben durfte. Daß es ihm vergönnt war, hier zu stehn und dieses dumpfe, so unergründliche Fieber zu fühlen, das ihm in den Gliedern aufstieg.

Er dachte wieder an die Menschen im Zug. Jetzt war es elf Uhr. In einer halben Stunde würde das Déjeuner serviert werden. Er lächelte. Die Herrschaften würden gewiß Mühe haben, die Balance zu halten. Alter Burgunder und Champagner würden sich wie Blut und gelber Schaum über die weißen Tischtücher ergießen.

Und doch waren ja diese Wesen alle so dankbar für diese unheimliche Erregung. Es könnte ja jemandem einfallen, die Notbremse zu ziehen, zu versuchen, den Zug anzuhalten. Der Herzog wußte, daß das nicht geschehen würde. Die einen waren sicher zu erschüttert, um daran zu denken, und die anderen — wollten die Jagd miterleben bis zum letzten Augenblick.

Man fuhr jetzt mit hundertfünfunddreißig Kilometern Geschwindigkeit. Die Gefahr war ja im Moment noch nicht die allergrößte, sie ließ sich in jedem Fall noch steigern.

Eine Vorstadt tauchte auf. Straßen mit Tramways. Aber alles zitterte, schien unwirklich. Mit der Unwirklichkeit eines schlechten Kinematographen.

Und jetzt stürmte der Expreß durch die Halle. Ein Krachen und Tosen hub an, als ob alle Geleise geborsten wären und die Lokomotive ein Dutzend Wagen aus den Schienen geworfen hätte. Leute standen erstaunt und erstarrt auf den Perrons. An einem Rangierzug huschte man wie im Traum vorbei. Wie etwas Furchtbares und Losgelassenes stob man weiter. Nie war ein Zug so durch Amiens gefahren.

‚Wird das Déjeuner wirklich noch serviert werden?‘ dachte plötzlich der Herzog. Das stand jetzt sehr im ungewissen.

Da tönte eine heisere Stimme hinter ihm.

‚Der Heizer,‘ überlegte er. Was, wollte ihn dieser Mensch jetzt stören? Jener hatte natürlich Angst. Vielleicht war es begreiflich. Aber dennoch bewegte der Herzog kaum den Kopf.

Wieder schrie es hinter ihm auf. Es klang wie das Stöhnen eines gemarterten, aufs letzte gepeinigten Tieres.

Der Herzog lauschte andächtig und stumm. Er hatte

solche Laute noch niemals gehört. Der Mensch hinter ihm fühlte, daß es auf Leben und Tod ging. Wie grausam und geheimnisvoll zugleich dieses Gefühl war.

Der Herzog empfand jetzt, wie ihn der ganz große Rausch überkam. Mit bebendem Herzen lauschte er der gewaltigen Melodie dieses Rasens, die bald hoch und grell war, gleich einem heißen und klirrenden Kampf des Eisens, und die bald dumpf und drohend schallte wie das Donnern eines aufgebrachten Meeres. Und inmitten dieses Getümmels und dieser Jagd der Kräfte, inmitten dieses Brausens, das wie ein Orkan die Luft erfüllte, stand er, und ihm war, als ob erst jetzt sein Blut wach würde. Wie bei einem Pferd, das, über alle Hindernisse gehetzt und gepeitscht, zuletzt nur noch im Schaum seiner Ekstase, von der Kraft der edlen Rasse getrieben, vorwärts rast, als etwas, das ungeheuer ist und ganz von Sinnen, so überwand hier der Sturm des Blutes die Klarheit eines Geistes.

Und der Herzog fühlte, wie das stärker und stärker in ihm wurde. Er war nicht mehr auf einer Maschine, er sauste in einer wahnwitzigen, bisher nie gefühlten Schnelligkeit durch die Lüfte. So schnell, daß

es ihn quälte, daß er die Augen schließen mußte, daß es ihm den Atem beschnitt. Sein zartes Gesicht, das zuweilen dem eines Pierrots von Watteau ähneln konnte, zeigte Glück und Entsetzen zugleich. Seine Rechte umklammerte den Regulator, als etwas, das ihn in das Ungewisse, ins Unendliche hineintrug.

„Königliche Hoheit," schrie es hinter ihm.

‚Er redet mich an,' dachte der Herzog.

„Königliche Hoheit," schallte es wieder.

Der Herzog gedachte jetzt eigentlich, ein wenig den Kopf zu drehen und dem Ärmsten tröstend zuzunicken in seiner ganzen königlichen Huld. Aber er rührte sich nicht. Es konnte ja auch alles so zu Ende gehn.

„Zug Nummer drei," kreischte wieder die Stimme.

‚Er nennt eine Zahl,' überlegte der Herzog, aber er hatte jetzt wirklich nicht mehr die Kraft, diese Zahl mit seiner gegenwärtigen Lage in Zusammenhang zu bringen.

Leduc stand jetzt dicht hinter ihm. Sein Gesicht war nur noch eine Fratze. Der Schweiß lief darüber in Strömen, und darin schwammen große schwarze Flecke von Kohlenstaub.

‚Es ist ein Zug vor uns auf der Strecke,' jammerte

sein Gehirn. ‚Zug Nummer drei, der elf Uhr sechzehn von Abbeville abgefahren ist.‘

Ein Rattern, Knattern.

‚Noch eine Station, vielleicht die letzte,‘ bebte es durch des Herzogs Sinn.

‚Es kann sich noch um Minuten handeln,‘ stöhnte Leduc in seinen Gedanken.

Vor jeder Biegung zitterte, kreischte er.

Da kam eine weite Kurve. Das Gleis führte um flaches Sumpfland herum. Und jenseits dieser Ebene bewegte sich etwas Schwarzes auf dem Gleis.

Leduc riß die Augen groß und zu Tode erschrocken auf. Sein Mund stand weit und klaffend offen. Von seinen Lippen rann der Geifer.

„Zug Nummer drei vor uns auf der Strecke,“ schrie er zum letztenmal. Es hatte keine Wirkung.

Da sank er in die Knie: „Bremsen . . . Dampf abdrehn . . .“ brüllte er.

Der Herzog sah sich um und starrte ihn erstaunt und teilnahmslos an, als wäre sein Geist jetzt auf ganz andere Dinge gerichtet.

Leduc dachte: ‚Es dürfen noch zehn Sekunden vergehn!‘

Da stand er auf und trat auf den Herzog zu. Er wollte ihn einfach beiseite schieben. Dieser aber war eigensinnig. Er hielt den Regulator mit einem starren, unbeugsamen Trotz umfaßt.

Leduc trat einen Schritt zurück. Er senkte seine Lider, als wollte er sagen: „Um Vergebung, Königliche Hoheit!“

Dann hob er die Hand. Der Herzog drehte das Gesicht herum und sah die Hand kommen. Mit einem in tiefster Seele erstaunten Blick.

Da schlug ihn Leduc mit dem gesteiften Handrücken — und Leducs Handrücken war so hart wie Stein — ins Genick.

Der Herzog sank lautlos nieder. Leduc packte ihn und warf ihn mitten unter die Kohlen. — Dort lag der Herzog noch, als der Expreß eine Stunde später langsam in Calais-Maritimes einfuhr. Uber seine Stirne rann eine leichte Strähne Blut.

Er hatte seit ein paar Minuten die Augen offen, verstand aber, trotzdem er Leduc eifrig an der Maschine hantieren sah, den Zusammenhang noch nicht. Doch zeigte sein blasses, zartes Gesicht, wenn es auch noch von den Verwirrungen der Ohnmacht umwittert

schien, eine fast kindlich heitere Ruhe und hatte jedenfalls ganz den Ausdruck, als ob die Königliche Hoheit soeben von einer gefahrvollen und schweren Aufgabe glücklich erlöst worden wäre.

André

Ein Abend

André sitzt in der schwarzen Schürze, wie sie alle Pariser Schuljungen tragen, am runden Tisch im Bureau des Hotels und rechnet. Es ist abends, gegen neun. Er müht sich schon seit einer Stunde, aber die Kalkulation ist so schwierig. Hier und da hebt er sein blasses, schmales Kindergesicht, und seine braunen Augen blitzen hinüber zu der Glastüre, die nach dem Korridor geht, auch nach dem Spiegel, der neben dieser Türe hängt. Darin sieht er Monsieur Poulard, seinen Vater. Er sitzt im Fauteuil hinter ihm, hat seine roten, fetten Hände gefaltet auf dem schweren Bauch liegen und schläft.

Monsieur Poulard läßt im Schlaf den Kopf nach vorn hängen, und sein Doppelkinn schwillt wie ein dicker Brei über den weißen Umliegkragen. Die bläulichen Lippen sind weit geöffnet, weil er durch den Mund atmet. Seine starke, rotgeäderte Nase liegt im

Lichtkreis des Tisches und springt darum noch merkbarer in die Luft, indes sich die Stirne wie ein schmales gefurchtes Band über den Augenbrauen aufbaut. Was aber Monsieur Poulard einen markanten, fast strengen Ausdruck gibt, ist sein Schnurrbart, der ihm breit über die Mundwinkel herunterrinnt und zu beiden Seiten, wie der Schweif eines Eichhörnchens, in einem Büschel endet.

André bewegt jetzt wieder leise die Lippen: „Wenn sechsundeinviertel Meter Kattun bei achtzig Zentimeter Breite . . .“

Er seufzte auf. Wie unsinnig doch diese Aufgabe ist! Ob wohl jemand beim Kattunkaufen so zu rechnen hat? Nein . . . nein . . . sein ganzes Kinderherz sträubt sich gegen diese Komplikationen.

Durch den Korridor und die Gänge hinauf steigt ein schrilles Glockenzeichen.

Monsieur Poulard ist aufgewacht. Er blinzelt, ohne aufzustehen, durch die Glastüre hinaus. Draußen steht die blonde Lily mit einem bärtigen, älteren Herrn, der eine Brille trägt und in seiner Redingote fast feierlich wirkt. Sein Zylinder reflektiert wie ein Kristall im flirrenden Licht des elektrischen Leuchters.

Lily ist einen Augenblick mit ihrem gepuderten, lächelnden Gesicht ganz nah an die Scheibe gekommen. Da hört man die Tritte des Garçons die Treppe hinaufgehen. Die beiden verschwinden aus dem Entrée nach oben.

Monsieur Poulard hat die Augen wieder geschlossen, und André rechnet weiter.

Im Hintergrund geht jetzt eine Türe. Madame Poulard kommt aus ihrem Salon. Sie tritt ins Schlafzimmer, das vom Bureau nur durch eine halbhohe Wand getrennt ist. In der Stille knistern Betttücher, die zurückgeschlagen werden, Wasser rauscht in ein Lavoir. Dann öffnet sich auch die Türe in der tapezierten Wand, und Madame Poulard kommt an den Tisch. Sie ist eine dicke Frau von vierzig Jahren und sagt zu André in ihrer gutmütigen, stillen Art: „Du gehst jetzt schlafen . . .“

„Nein,“ widerspricht ihr André, „nicht bevor ich die Rechnung fertig habe . . .“

„Immer diese Rechnungen . . .“ seufzt Madame Poulard und setzt sich zu ihm; aber sie versteht ja nichts von solchen Rechnungen und braucht auch nichts davon zu verstehen. Denn im Hotel Poulard wird

nie eine Rechnung geschrieben. Ist seit zwanzig Jahren nie eine Rechnung geschrieben worden.

Monsieur Poulard ist wieder erwacht und schaut mit verglasten Augen vor sich hin.

Im Entrée bewegt sich jemand. Es ist Charles, der Garçon, der in der weißen Schürze von oben kommt und fünf Francs auf den Tisch legt.

„Sind die auf Nummer drei immer noch drin?" fragt Monsieur Poulard.

„Ja . . ." sagt der Garçon.

„Unglaublich," brummt Monsieur Poulard.

„Die kleine Marion ist dabei," sagt der Garçon, als ob damit alles erklärt wäre.

„Na, die . . ." brummt Monsieur Poulard und spricht nun auch nicht mehr. Der Garçon hat sich neben die Türe gestellt und starrt hinaus.

André seufzt aus tiefster Qual: „. . . wieviel kosten dann zwölfunddreiviertel Meter bei einundeinviertel Meter Breite . . ."

Madame Poulard schaut träumerisch auf das weiße Blatt, wo Andrés krause Zahlen stehen, und sagt versonnen: „Ich erinnere mich noch, daß wir als Kinder in Choisy le Roi Sommerkleider aus Kattun trugen . . ."

Von der Straße her drängt sich ein ferner summender Ton, der aber auch rasch anwächst und wie ein Unwetter daherstürmt. Mit einem Ruck hält der Wagen vor dem Hotel. Der Chauffeur reißt das Kupee auf.

Der Garçon ist hinausgelaufen, und Monsieur Poulard steht unter der Tür. Sein Gesicht ist noch vom Schlaf wie zerknittert, und seine Augenlider glänzen, als wären sie geschwollen.

Aus dem Automobil steigt die große Germaine mit einem jungen, glattrasierten Galan. Sie rauscht die Treppe hinauf, indes der junge Mann in einem lose sitzenden Smoking ihr gelassen nachsteigt.

„Ein Amerikaner ...“ sagt Monsieur Poulard ins Bureau hinein. Der Garçon spricht in der ersten Etage mit der großen Germaine. Ihre Stimme klingt deutlich und wiederholt stets dasselbe Wort. Es ist, als schriee sie: „Esel ... Esel ...“

Monsieur Poulard denkt sich: ‚Sie will das Zimmer Nummer drei, und die kleine Marion ist noch drin; wenn die nur der Teufel holte!‘ Er steht lauschend im Entree. Oben werden Türen aufgerissen, zugeschlagen. Eine Weile ist es still. Dann kommt der

Garçon herunter und hält wieder fünf Francs auf der flachen Hand.

„Verfluchtes Weib . . .“ stöhnt er.

Monsieur Poulard hat das Geld eingesteckt und tritt hinaus auf das Trottoir. Er schaut nach dem blauen Nachthimmel, wie ein Bauer vor dem Schlafengehen. Dies ist auch eine Gewohnheit aus seiner Jugendzeit, die er in der Normandie verbracht hat, wo sein Vater bis vor vier Jahren noch sein Gütchen bebaute. Bei Honfleur, Departement Calvados.

Die Straße ist still. Nur von der Terrasse des Café d'Harcourt tönt Gelächter und wie ein fernes Singen der Rhythmus des Zigeunerorchesters.

Eine dunkle Gestalt schiebt sich auf dem Trottoir daher, gleich einer Fledermaus, die den Wänden entlang huscht. Wie sie vor dem Entrée steht, erhebt sie plötzlich eine ganz unwahrscheinlich normale Stimme und sagt: „Guten Abend . . . Monsieur Poulard . . .“ Dieser sieht dem kleinen, schlottrigen Alten nach, der mit ein paar Sprüngen das Licht des Korridors durchquert und nun die Treppe hinaufgleitet. Es ist René, der Handlanger des Garçons. Er trägt später die Wassereimer herum und die schmutzige Bettwäsche.

Von der ersten Etage kommt der bärtige Herr in der Redingote und schreitet mit Würde an Monsieur Poulard vorbei, ohne ihm einen Blick zu schenken. Dieser lächelt überlegen und geht noch ein paar Schritte auf und ab.

Im Bureau sitzt unterdessen die blonde Lily bei André. Sie essen zusammen Datteln und Kuchen.

„Der arme Hase muß Kattun ausrechnen," sagt Lily und küßt André auf die Schläfe . . . „Kattun!" Sie lacht, als halte sie Kattun für etwas völlig Unmögliches, und schiebt dabei André wieder eine Dattel in den Mund. André kaut und schaut immer noch trübselig auf das Blatt. Er beginnt von neuem, schon ingrimmig: „Wenn sechsundeinviertel Meter Kattun bei achtzig Zentimeter Breite . . ."

„Gute Nacht . . ." sagt Madame Poulard, nachdem sie ihren Gemahl und den Jungen geküßt hat, und geht ins Schlafzimmer. Man hört jede ihrer Bewegungen: wie sie sich die Schuhe auszieht, die Postiches und die Kämme auf den Waschtisch legt, das Korsett aufhakt — worauf sie wohlig seufzt — und sich dann im großen Familienbett ausstreckt.

Die blonde Lily erzählt jetzt Monsieur Poulard, daß

man sich heute im d'Harcourt gehauen, daß Paulette, das Tobogan genannt, betrunken war und ein Glas geworfen und nachher den Gérant in die Hand gebissen hätte.

„Sie sollte es wagen ...“ Monsieur Poulard ballt seine Rechte. „Ich hab' schon andere Tiere gebändigt ...“

„Das glaub' ich.“ Die blonde Lily lächelt devot und sieht bewundernd auf die Faust des Herrn Poulard.

„Wie geht's?“ fragt dieser jetzt jovial.

„Nicht schlecht — und Ihnen?“

„Danke, ich bin zufrieden. Heute ist alles besetzt bis auf die vierte Etage. Wissen Sie, es wäre ja schon gut, wenn jedermann Takt hätte und einsähe, daß man für fünf Francs ein Zimmer nicht die ganze Nacht geben kann. Da war die große Germaine heute schon zweimal auf Nummer drei, nachher gab's der Garçon, der Idiot — sie hat's ihm aber gesagt — an die kleine Marion ab, und wie die Germaine zum drittenmal kommt, ist's besetzt, weil die kleine Marion seit einundeinerhalben Stunde drin ist ... eine solche Person könnte einem das ganze Geschäft ruinieren ...“ Monsieur Poulard atmet auf. Es kommt

selten vor, daß er so offen über einen Kummer seines Herzens spricht.

„Die ist verrückt ... und wird auch nie zu etwas kommen ...“ sagt Lily geringschätzig ... „die ist immer in der Tinte ...“

Monsieur Poulard antwortet nicht und schüttelt den Kopf. Er geht hinaus und steigt die Treppe hinan, wie ein Herrscher, der die Domänen seines Reiches inspiziert. Bei Nummer drei bleibt er stehen und horcht einen Moment. Drin ist es erst ruhig. Darauf hörte er die Stimme der kleinen Marion. Eine spontane Wut schüttelt ihn, daß er sich entfernen muß, um nicht die Türe einzurennen. Er schreitet durch die Gänge und Etagen ... aus den Zimmern tönen Gelächter und Gekreisch: unterdrückte Worte, stöhnendes Geflüster, alle Laute menschlicher Lust und menschlichen Bangens. Er geht weiter ... Sein Gesicht hat sich wieder aufgehellt, eine stille Glückseligkeit liegt in seinen biederen Augen. Sie strahlen wie die seines Vaters und Großvaters, wenn die an warmen Augusttagen durch die Weizenfelder gingen, die Ähren gelb und schwer sich neigten und die dürren Halme sich bogen unter der Last des Segens.

Unten sitzt nun auch die große Germaine im Fauteuil und läßt sich von André die Rechnung vorlesen. Sie ist ein schönes Mädchen mit vollem, braunem Haar, über das sie einen schwarzen Samthut mit Lilafedern gestülpt hat. Ihre Augen sind mattleuchtend, und sie schimmern weich und aufgelöst, wie bei Frauen, die Äther trinken.

Germaine fragt, ob ein Schüler gegen ein derartiges Exempel nicht protestieren könnte, da Kattun doch nicht mehr getragen würde, und hält dann eine größere Rede über die maßlosen Forderungen, die man heute schon an die ganz kleinen Jungen stellt. „... Ja, mein teueres Herz, ich kann dir leider nicht helfen," schließt sie und küßt André auf die Wangen, die Nasenspitze und das Ohrläppchen, wie ihn die blonde Lily geküßt hat und die andern ihn noch küssen werden, denn sie haben ihn sehr lieb, und er ist ein wenig ihrer aller Pflegekind.

Wie Monsieur Poulard wieder ins Bureau tritt, schwirrt es vom Gelächter der Mädchen, die von der Straße, aus den Etagen gekommen sind. Da ist Pauline — la capitaine — so geheißen, weil sie ihre Karriere mit einem Hauptmann begonnen hat. Sie

spricht noch oft von ihrem ersten Geliebten, der sogar einmal im Duell verwundet wurde. Natürlich nicht wegen ihr, sondern um einer Kröte aus der Gesellschaft willen. Aber er ist ein sehr hervorragender Mann, der noch eine große Zukunft vor sich hat. Pauline selbst wird nicht mehr lange auf der Bildfläche bleiben, sondern vom d'Harcourt in eine kleine Bar der Rue St. Jacques übersiedeln. „Für das d'Harcourt bin ich schon zu dick ..." sagt sie. Pauline „la capitaine" ist dreißig Jahre alt und räumt der Jugend das Feld.

Wenn Mauricotte, die Lehrerin, spricht, schweigen die andern. Alle wissen, daß die das Lehrerinnenpatent hat, daß sie bereits im Amt war und den Sohn eines Notars hätte heiraten sollen. Und auch geheiratet hätte, wenn sie nicht von einem Gutsbesitzer bei Enghien, den sie sehr liebte, vorher Mutter geworden wäre. Im Hotel Poulard genießt sie hohe Achtung, weil sie gebildet ist, sehr schön schreibt und immer weiß, was im „Petit Parisien" steht. Sie ist Andrés letzte Hoffnung, klopft ihm aber nur auf die Schulter und lacht und kann nicht mehr rechnen. Sie war schon zum Apéritif bei der „Yvette" und nachher zum Diner in der Ta-

verne Pascal ... sie hat heute wirklich zu viel Wein getrunken.

Im Raume blitzen die Stimmen auf, schwanken die Hüte wie buntbewegte Blumen, drängen sich die grazilen Mädchenkörper. Alice Barbier und die schlanke Klara mit den drei violetten Straußenfedern auf dem großen Hut zanken sich darum, ob Loulou de Marigny wirklich mit dem kleinen Brasilianer nach Nizza gefahren sei. Die blonde Lily legt eben auf die Lippen noch etwas Rot auf. Da wird alles still.

Die kleine Marion ist eingetreten.

Germaine sagt plötzlich: „Wollstrumpf ...“ Alle kichern. Selbst Monsieur Poulard lacht.

„Guten Abend ...“ sagte die kleine Marion, setzt sich auf einen Stuhl und schweigt, als warte sie auf etwas ...

„Wie geht's ...?“ fragte die blonde Lily, die sich unterdessen noch gepudert hat und den Spiegel samt der silbernen Dose wieder in die Ledertasche schiebt.

„Ich danke, gut ...“ Marion spitzt ihren kleinen Mund und rümpft zugleich ihr Stumpfnäschen. „Im übrigen trage ich keine Wollstrümpfe ...“ Sie zieht ihre Röcke hoch bis zu den Knien und zeigt ihre

schlanken Kinderbeine mit den zierlichen Knöcheln und ihre durchschimmernden seidenen Strümpfe.

Alle haben die Köpfe gereckt.

„Hen, wenn du noch solche Beine hättest . . .“ sagt Marion der großen Germaine ins Gesicht.

„Aber sie hat doch mal Wollstrümpfe getragen . . .“ hebt diese wieder an, denn Germaine hat es nicht gern, wenn von ihren Beinen gesprochen wird.

„Elefant,“ sagt Marion darauf kurz.

„Oh . . . Oh . . .“ schreit jetzt Germaine auf.

„Es ist alles nur Neid,“ repliziert Marion.

„Worauf? Etwa auf deine Freunde?“ fragte Germaine giftig.

„Ja, ich habe Freunde . . . treue Freunde . . . aber ihr saugt die Männer nur aus und macht Augen, als ob ihr sie beißen wollt . . . man muß gut sein zu ihnen . . . meine Freunde werden mich nie im Stiche lassen, ihr aber lebt nur für den Tag . . .“ Marion redete wie ein Buch, ihre Augen funkeln; sie steht da wie eine Kämpferin um eine gute Sache.

„Deine Freunde wissen, warum sie an dir kleben,“ schreit Germaine, „sie haben alle keinen Sou . . .“

Da steht Marion auf, geht auf die große Ger-

maine zu. Alle sind gespannt. Will sie sie schlagen? . . .

Marion stellt sich vor sie hin, schnuppert etwas mit ihrem Stumpfnäschen in der Luft und sagt darauf ruhig: „Sie ist betrunken . . . sie riecht nach Äther . . .“

Die große Germaine wäre ihr in die Haare gefahren, wenn nicht in diesem Augenblick ein kleiner, alter Herr die elegante Bobette ins Bureau gezerrt hätte. Bobette schreit furchtbar, klirrt mit ihren Armbändern und gibt ihm alle schlimmen Namen. Der alte Herr mit der Miene eines Gelehrten wimmert: „Sie hat mir zweihundert Francs gestohlen . . . sie hat sie in den Händen gehabt, gespielt und behauptet, sie hätte sie verloren . . . ich bin bestohlen . . . bestohlen . . .“ Die Angst steht ihm in den Augen, auf der Stirne . . .

Die blonde Lily wirft einen Blick auf Bobette und sagt deutlich hörbar: „Endlich . . .“

Monsieur Poulard hat sich wie ein Riese aufgerichtet und steht nun vor Bobette: „Hast du diesem Herrn zweihundert Francs gestohlen?“

„Nein,“ schreit Bobette und gibt dem alten Herrn wieder alle schlimmen Namen.

„Zeig dein Portemonnaie . . .“ befiehlt Monsieur

Poulard. Es ist sehr still. Auch André hat seinen Kopf in die Hände gestützt und schaut aufmerksam zu. Bobette gibt sofort Tasche und Portemonnaie.

„Es sind nur vier Louis drin," konstatiert Monsieur Poulard.

„Es sind zwei Scheine zu hundert Francs ..." erklärt der kleine alte Herr.

„Sie hat sie unter dem Strumpfband," schreit die blonde Lily.

„Ich zeige sofort die Strümpfe," beteuert die elegante Bobette. Sie hebt ihr Kleid, läßt sich vom Garçon die Halbschuhe ausziehen, schiebt selbst die Strümpfe zurück und sitzt zuletzt mit nackten Beinen da.

„Sehr sauber ..." konstatiert Monsieur Poulard, denn er hat doch eigentlich seine Damen in Schutz zu nehmen.

Die Augen des alten kleinen Herrn schimmern glasig vor Mitleid. Wie peinlich es ihm doch ist, daß er die schöne Kreatur verdächtigen muß. Er besinnt sich, schüttelt den Kopf und sagt: „Dann muß sie's eben im Zimmer versteckt haben ..." Er geht zerknirscht wieder hinaus und die Treppe hinauf.

Bobette zieht sich hastig wieder an und läuft nach.

„Oh là . . . là . . ." sagt Monsieur Poulard und folgt ihr . . . alle Mädchen hinterher.

Im Bureau sind jetzt nur André und der Garçon. Charles richtet sich schon sein Bett neben der Türe, wo er die ganze Nacht zu liegen und den Zug für die Haustürklinke zu bedienen hat.

„Junger Herr . . . es ist spät," sagt er zu André, der nach den Datteln auf dem Tisch sieht und mit seiner Rechnung noch nicht zu Ende gekommen ist.

Plötzlich steht auch, wie aus der Erde gewachsen, René, der alte Handlanger, am Tisch. Schlottrig und mager sieht er aus, als hätte er Monsieur Poulards Rock und Beinkleider an.

Erst starrt er scheu auf das Papier: „Eine schwere Rechnung, wie . . . junger Herr . . .?"

„Ja," sagt André schläfrig . . . „eine schwere Rechnung."

René hat sich zu ihm gesetzt, und der Älteste und der Jüngste im Hause beginnen nun gemeinsam zu kalkulieren.

Aus der ersten Etage tönt ein großes Gelächter. Darauf kommt der kleine Herr mit einem Schwarm von Mädchen die Treppe herab.

„Sie hat's unter der Kamindecke gehabt . . .“ schreit eine Stimme ins Bureau.

„Idiotin . . .“ murmelt Charles. Oben ist es jetzt still geworden.

„Wissen Sie, junger Herr,“ erzählt René, „ich habe früher viel gerechnet, war sogar Advokat und hatte eine schöne Frau und zwei Jungens . . . schöne Jungens . . . gewiß . . .“ Wieder schweigt er und murmelt über einer Multiplikation . . . „aber die Weiber . . . die verfluchten Weiber . . . haben mich heruntergebracht . . . das ist mir immer nachgegangen . . . und jetzt muß ich sogar ihren . . . Dreck aufwischen . . . das ist bitter, junger Herr . . . glauben Sie?“

„Ja,“ sagte André und ist nun fast eingeschlafen.

„Und die schönen Jungens . . . kennen ihren Vater nicht mehr . . .“ setzte René hinzu und gleich darauf: „Kosten zweiunddreißig Francs vierzig Centimes. Schreiben Sie, junger Herr!“

André ist aufgefahren und kritzelt: „Dann kosten $12^3/_4$ Meter bei 1,25 Meter Breite 32 Francs 40 Centimes.“

Nun atmet André auf und hält René eine Dattel hin: „Ich danke . . .“ René lächelt und nimmt sie, ist

aber schon zur Türe hinaus verschwunden, denn von oben kommen die Tritte des Monsieur Poulard.

André hat unterdessen den Rest des Kuchens, eine Orange und die Datteln zusammengepackt. Er wird dies alles noch vor dem Einschlafen essen.

Bei der Türe trifft er auf Monsieur Poulard, der ihn zärtlich, als ein gütiger Vater, auf die Stirne und die Wangen küßt und ihm mit stolzen Augen noch nachsieht, wie er mit seinem Kuchenpaket die Treppe hinansteigt.

In der ersten Etage, vor dem Zimmer, auf dem Hof, stehen Bobette und René unter der Türe und plaudern. Und beide rufen: „Gute Nacht, André . . .“

Er aber geht unschuldig wie ein kleiner Engel an den Stätten des wirrsäligsten Lebens vorbei zu seinem Kämmerchen im vierten Stockwerk, wo er die heitersten Kinderträume träumt. Denn er kennt keine andere Welt und Natur als das Hotel Poulard. Alle haben ihn lieb. Er ist ein sehr glücklicher Junge . . .

Marions Hochzeitstag

Die kleine Marion war achtzehn Jahre alt geworden, als ihr jenes Ereignis geschah, das in ihr Leben noch lange melancholische Schatten warf und es beinahe vermocht hätte, sie von ihren tapferen und großherzigen Gedanken der Liebe abzubringen, die sie von allen anderen Gästen des Hotels Poulard unterschieden. Das kam so: Es war im Sommer und anfangs August. Fast alle ihre jungen Freunde, deren Zuneigung und Anhänglichkeit sie mit soviel getreuer Sorge bewahrte, waren in die Ferien verreist. Die großen, vergitterten Fenster der Sorbonne starrten dunkel und still, und nicht die leiseste Andeutung einer menschlichen Gestalt stieg in ihnen auf. Auch die Kundschaft des Hotels hatte sich merkbar verringert, und Monsieur Poulard fand Muße, jeden Abend unter der Türe zu stehen, straßeauf und -ab zu spähen, wie nach einem seltenen Gestirn, das über der Place de la Sorbonne oder der

Place du Panthéon auftauchen sollte. Es half nichts. Das Quartier schien verödet, die „Hähne" waren fort — wie Monsieur Poulard zuweilen, wenn er bei recht guter Laune war, die jungen Studenten nannte, die sonst mit Geschrei und Gelächter bis spät nach Mitternacht die Straße erfüllten, und wenn auch sehr ausgelassene, so doch gern gesehene Gäste des Hotels waren.

Marion empfand diese Einsamkeit am meisten, denn sie blieb, während in derart stillen Zeiten die übrigen Damen oft nach dem Montmartre oder den Bädern der Normandie übersiedelten, dem Boul ‚Mich' treu, wandelte an den sonnigen Nachmittagen hinüber in den Luxembourggarten, setzte sich auf einen der niederen strohgeflochtenen Stühle und wartete verträumt und gelassen auf irgendeine Seltsamkeit, die ihr der Zufall bescheren sollte.

In einer derart schläfrigen Stunde war es, als sich neben sie ein junger Mann setzte und gleich ihr über die graue Sandsteinbalustrade hinunter zum Bassin sah, wo der Springbrunnen wie ein Strahl weißen Schaumes in der Luft stand. Jenseits des Rondells floß die Sonne in warmem Glast über die Bäume, und die

Rückfassade des Palais du Senat strahlte wie eine gelbe Scheibe, aus der die Fenster gleich vielen glühenden Augen stachen.

Marion maß den jungen Mann erst mit einem prüfenden Seitenblick und war sich sofort klar, daß er weder Willen noch Mittel zu einem galanten Abenteuer hätte, denn sein Wesen war über die Maßen still und bescheiden. Er schien durchaus kein Lebemann zu sein, sondern eher ein kleiner Angestellter, der sich da von langen Bureaustunden die Mittagszeit über erholte. Er erhob sich auch bald und ging über die steinerne Treppe hinunter in die Richtung gegen das Odéon.

Am folgenden Tag saß Marion an derselben Stelle und löste eben ihr Ticket für den Stuhl, als er wieder ankam. Er trug den gleichen runden schwarzen Hut, denselben dunklen Anzug, und erst jetzt bemerkte sie an seinem linken Arm ein dunkles Band. Er war also in Trauer, und von diesem Moment an las Marion in der stillen Passivität seiner Züge eine besondere Schwermut, vielleicht die Melancholie über den Tod einer Braut oder Geliebten, und sie empfand für ihn schon jene instinktive Sympathie, die ja den Frauen

oft eignet, sobald sie Gelegenheit haben, sich mit Neugier oder Mitleid an irgendeinem Schmerz zu beteiligen.

Wieder saßen sie einander gegenüber, ohne sich irgendwie näher zu kommen, und wenn er auch zuweilen einen Blick zu ihr hinüberwarf, lag darin nicht mehr Interesse, als er etwa für die Kleinen zeigte, die zu Füßen ihrer Mütter im Schatten der Bäume krochen und im warmen Sande spielten.

Erst war Marion über diese Gleichgültigkeit gekränkt, erkannte aber bald, daß in seinen offenen klaren Augen auch gar nichts von jener heißen und spöttischen Gier schimmerte, mit der sie sonst die Männer betrachteten. Nein, er verachtete sie gewiß nicht, war sich über den Charakter ihrer Existenz wohl gar nicht klar, sondern hob sie von selbst auf die Höhe schöner menschlicher Gleichberechtigung und gegenseitiger Achtung, welch ungewohnte Situation die kleine Marion, wenn sie auch bisher wenig Anlaß hatte, sich über ihr Schicksal zu beklagen, doch mit einer seltsamen, seligen Freude erfüllte. Ohne ein Wort mit ihm gesprochen zu haben, wußte sie genau, daß er sie für ein Mädchen aus einer bürgerlichen Familie hielt,

das sich gleich ihm im Schatten des Gartens erholte, und diese Täuschung war ihr wie ein köstliches Geheimnis, das ihre Tage auf eine ganz neue, ungekannte Weise auszufüllen begann.

Und in Marion ging eine Wandlung vor. Wenn sie nun nachts zuweilen mit wachen Augen an ihn dachte, während durch die Gänge des Hotels die Glockenzeichen schrill aufstiegen und das Gelächter der Mädchen auf den Stiegen wie Vogelgezwitscher erklang, wurde sie oft schwermütig und traurig, und sie sehnte sich von dem Orte fort, der ihr bisher eine bunte und — wie sie geglaubt — recht glückliche Stätte des Lebens gewesen war, und dessen Art und Existenz sie schon oft mit kindlichem Eifer verteidigt hatte.

Sie änderte nun auch ihre Toilette, und als sie das nächstemal wieder in den Garten kam, trug sie ein einfaches, graues Schneiderkleid mit einem großen, weißen Umlegkragen, darunter sie eine blauseidene Lavaliere gebunden hatte. Selbst die schmalen Schuhe mit den geschweiften schmalen Absätzen hatte sie mit einer breiteren Amerikanerform vertauscht . . . alles, um bei diesem jungen Mann, dessen Namen und Dasein

sie noch gar nicht kannte, einen lieblichen und seinem wahrscheinlichen Geschmack nahekommenden Eindruck zu wecken. Sie hatte sich auch von Monsieur Poulard ein Buch zum Lesen erbeten, denn wirkliche Damen kamen zumeist nur mit Lektüre in den Garten, und Marion war entschlossen, sich das Äußere der bürgerlichen Welt vollständig anzueignen. Monsieur Poulard dagegen hatte erst zu diesem Unternehmen den Kopf geschüttelt, seinen buschigen Schnurrbart gedreht und Marion darauf aufmerksam gemacht, daß, falls sie auszuziehen gedächte, noch vierhundertfünfundzwanzig Francs Schulden zu erlegen wären. Denn sobald die Damen sich erst mit Literatur und ähnlichen Extravaganzen beschäftigten, waren sie zumeist auf einer schiefen und jedenfalls ihm entgleitenden Bahn — das wußte er aus Erfahrung. Marion jedoch vermochte ihn nach etlichem Widerstand zu beruhigen, und so holte denn Monsieur Poulard aus einem Schrank im Bureau eines der wenigen Bücher, die die Bibliothek des Hotels ausmachten, und die im Laufe der Jahre alle vom Garçon, als Angedenken der Gäste, in den Zimmern gefunden worden waren.

Mit diesem Buch saß nun Marion wieder im Gar-

ten und mühte sich ernsthaft, hineinzusehen. Da sie es aber nicht gewohnt war zu lesen, glitten ihre Augen zu oft über die Seiten hinweg und nach dem Eingange gegen die Rue Auguste Comte, wo ihr Freund gegen ein Uhr zu erscheinen pflegte. Er ließ heute lange auf sich warten, kam aber dann doch und setzte sich ihr wieder gegenüber.

Marion hatte für einen Atemzug aufgesehen, als wollte sie den Eindruck ihres neuen Kostümes auf seinem Gesicht prüfen. Er schien auch etwas überrascht, nahm aber weiter keine Notiz und schaute mit halb geschlossenen Augen nach der Fontäne.

Marion war heute jedoch geneigt, zu einem Ziele zu kommen, und dazu verhalf ihr unverhofft das Buch von Monsieur Poulard. Sie hatte nämlich eine sehr merkwürdige Lektüre in Händen. Einen Roman, der sozusagen in mehreren Sprachen geschrieben war. Eine polyglotte Gesellschaft äußerte sich je nach ihren Möglichkeiten der Verständigung, und zwar so, daß oft in einem einzelnen Satze zwei bis drei Sprachen zum Ausdruck kamen. So sagte z. B. eine galante Dame zu einem Herrn: „My dear Blackspot, vous êtes songeur . . . in love? . . . eh? . . .“ . . . worauf Mr. Blacks-

pot antwortete: „Ta smoel“ — was zwar weder höflich noch anständig war, für Marion jedoch ein Anlaß zu etlichem Nachsinnen wurde. Und plötzlich stand sie auf, trat auf den Freund ihres Herzens zu und fragte ihn um Auskunft über diese rätselhafte Stelle, da er ja wahrscheinlich Amerikaner sei . . .

Diese Ansprache bedeutete mehr als eine Kühnheit, hatte aber Erfolg. Der junge Mann fuhr aus schläfrigem Nachsinnen auf und sagte: „Ich bin zwar kein Amerikaner, Mademoiselle, sondern aus Thiais bei Paris, und heiße Victor Berthier . . . wenn ich Ihnen aber eine Erklärung geben kann . . .“

Darauf rückten sie die Stühle zusammen und sahen nun gemeinsam in das Buch. Victor Berthier las die bedeutsame Phrase mit großem Nachdenken, vermochte sie aber nicht zu erklären und betrachtete dann den kolorierten Umschlag des Buches, um sich erst mal ganz im allgemeinen über den Inhalt des Romans zu orientieren. Da stand nun eine ziemlich nackte Dame in einem schwarzen Trikot am Strand und hielt einen blutroten Bademantel wie eine Fahne hinter den Schultern. Darüber stand: „Une plage d’amour“ . . .

„Lesen Sie gern solche Bücher?“ fragte Victor

Berthier, dem die pornographische Literatur peinlich zu sein schien. In diesem Moment wußte Marion auch, daß sie mit dieser Lektüre einen abscheulichen Fehlgriff getan hatte, und daß diese Geschichte sicherlich nicht zum dekorativen Äußeren einer Dame gehörte.

„Es paßt nicht zu Ihnen, dieses Buch ..." fuhr Victor Berthier fort, worauf Marion zaghaft erwiderte: „Es gehört auch nicht mir, sondern ist mir von einer Freundin geliehen worden ..." In ihrem Herzen aber gelobte sie, von nun an der Bibliothek des Monsieur Poulard das allergrößte Mißtrauen entgegenzubringen.

Victor Berthier mußte sich bald verabschieden, und Marion saß noch lange in süßer Träumerei, als wäre ihr etwas Seltenes und Glückliches geschehen. Sie empfand jeden Gedanken an ihren Freund fast wie ein körperliches Wohlbehagen, sein ganzes Wesen bedeutete für ihre Seele einen Ort des stillsten Geborgenseins, und dieser Sturm der Gefühle wuchs in ihr um so mehr, als über Marion, wenn ihr auch, trotz ihrer jungen Jahre, nichts Menschliches fremd geblieben war, doch jetzt zum ersten Male die Liebe kam, die ganz einfache, närrische und zärtliche Liebe, die nicht zu er-

gründen, sondern urplötzlich da ist, gleich einem holden Gespenst, das durch einen Blick oder ein Wort oder irgendeine völlig unscheinbare Bewegung beschworen wird.

Sie sah ihn nun jeden Tag, dachte nicht an die Gluthitze, die im heißen August über dem Garten flammte, daß die Schwüle wie weiße Nebel zwischen den Bäumen stand, ja, sie saß oft selbst im Regen, wenn Victor Berthier ausblieb, eine Viertelstunde unter dem Baum und meinte damit den Zielen ihres Herzens näher zu sein.

Sie wußte jetzt auch schon ganz genau über ihn Bescheid. Er war Kopist in der kartographischen Abteilung des Kriegsministeriums, und wenn sie sich auch kein klares Bild über seine Tätigkeit machen konnte, flößte ihr doch seine Situation als Staatsangestellter und besonders der Nimbus des Ministeriums einen hohen Grad von Respekt ein. Vor drei Monaten war ihm seine Mutter gestorben, und seither bewohnte er eine kleine Wohnung, die er früher mit ihr geteilt, allein und führte das zuweilen hilflose Dasein eines Menschen, der, einer fraulichen Obhut und Sorge verlustig, sich plötzlich mit den ganz kleinen Dingen des Lebens abzufinden hat.

Auf diese Geständnisse hin hatte Marion ein Netz verschämter Lügen gewoben und ihm erklärt, sie wohne bei einer mißtrauischen alten Tante, die sich seit dem Tod der Eltern ihrer angenommen hätte. Tagsüber arbeite sie in einem Hutgeschäft am Boulevard Saint Germain. Dergleichen und noch andere Geschichten erfand sie in dem rührenden Bestreben, wenigstens in den Gedanken eines einzigen Menschen zum großen Kreise der privilegiert Sittlichen zu gehören. Und Victor hatte es alles geglaubt. Man könnte diese Tatsache beinahe für unwahrscheinlich halten und sich wundern, daß er sich durch diese primitiven Erfindungen von Marions Phantasie täuschen ließ. Aber einmal war ihr persönlicher Charme sehr groß, zumal die Frauen, wenn sie wirklich lieben, sich spontan wieder in den Reiz aller verlorenen Tugenden zu kleiden vermögen, und dann war Victor ein herzlich weltfremder Mensch, wie es selbst in einer abgründigen Stadt wie Paris, abseits von jener raffinierten und genußsüchtigen Gesellschaft, von der so viel in den Romanen geschrieben steht, noch eine Unzahl von stillen Bürgern gibt, die, fern von den großen Versuchungen, ein zufriedenes und in hohem Maße glückliches Dasein führen.

Es war unterdessen schon September geworden, und Marion dachte mit weher Angst an den Herbst und die Rückkehr ihrer Freunde, die in den ersten Oktobertagen den Garten wieder mit ihren Späßen und ihrem unbändigen Wesen erfüllen und diesem Idyll ihrer Liebe wohl ein jähes Ende bereiten würden. Aber da geschah eine Wendung, die Marion mit einem Schlage auf die Höhe eines fast betäubenden Glückes führte. Victor begann eines Mittags von seiner Einsamkeit zu reden, von den Schwierigkeiten, als Mann ganz allein einem Haushalt vorzustehen und sich abzufinden mit den kleinlichen und quälenden Fragen, die die Ordnung und den Gang des täglichen Lebens betrafen.

Marion hörte erst eine Weile zu und sagte dann keck: „Sie sollten sich eben eine Frau nehmen . . .“

„Ja, das sollte ich wohl . . .“ antwortete Victor Berthier hilflos, und nach einer Weile: „Würden Sie's nicht mit mir versuchen . . .?“

Darauf senkte er seinen Blick, als erwarte er wie ein Verbrecher sein Urteil.

Marion war die Röte des Blutes ins Gesicht gestiegen, Tränen traten ihr in die Augen, und sie stammelte voller Seligkeit: „Ja . . .“

Und auf diese Weise kam Marion zu ihrem Hochzeitstag.

Aber es war eigentlich keine Hochzeit im bürgerlichen Sinne, denn dafür hatte Victor im Augenblick zu wenig Geld. Die Kosten für die Krankenpflege der Mutter und den Grabstein auf der Cimetière Montparnasse hatten seine Ersparnisse aufgezehrt, und dazu war die kleine Rente, die er aus seinem Vermögen bezog, erst im Januar fällig. Aber Victor war ein so ehrlicher Mensch, daß sein Eheversprechen vorläufig soviel bedeutete wie alle Akten der Behörden, und Marion war diese Form ganz recht, denn sobald sie ihre Papiere hätte beschaffen sollen, wäre die Täuschung wohl an den Tag gekommen. Es galt auch sonst noch, eine große Schwierigkeit zu überwinden, da Victor durchaus ihre alte Tante kennen lernen wollte und sich erst beschwichtigen ließ, als ihm Marion erklärte, daß diese sie nie ziehen ließe, falls man sie vorher von der Absicht benachrichtige. Es gäbe nur ein Mittel, nämlich die Tante mit dem Zustand der vollzogenen Ehe zu überraschen, wogegen sie schließlich nicht mehr protestieren könnte. Ach, was mußte die kleine Marion für Listen ersinnen, um die Täuschung

über ihre bürgerliche Existenz aufrecht zu erhalten. Wie oft hatte sie abends im Korridor einer Modistin am Boulevard Saint Germain zu stehen und zu warten, bis sie Victors Gestalt durch die Scheiben sah, der sie so vom Geschäft abholte. Wie manchmal stieg sie, wenn er sie dann nach Hause begleitete, denn abends verbot ihr die Tante auszugehen, in einem großen Haus, auf Nummer achtunddreißig der Rue des Ecoles bis in die erste Etage, um dort stehen zu bleiben, bis Victor unten verschwunden war. Und dann kehrte sie wieder in zwiespältigem Glück ins Hotel Poulard zurück, ohne zu wissen, wie der Traum dieser Liebe enden würde.

Aber es kam der große Tag. Sie beschlossen, ihn ohne äußeren Aufwand zu feiern. Da Victor während der Woche nicht Zeit hatte, wurde der letzte Sonntag im Monat September dazu auserwählt. Nachmittags wollten sie nach Versailles fahren und abends in der Stadt essen. Und da das Besondere jedes Pariser Festes in einem großen Mahl mit vielen und reichlichen Gängen besteht, wollte Victor in diesem Sinne auch nicht sparen. Nur hatte er dabei eigene Wünsche hinsichtlich des Ortes. Man darf es nicht komisch finden,

aber Victor hatte seit dem Tode seiner Mutter seine Mahlzeiten in einem kleinen Restaurant am Boulevard Montparnasse eingenommen, auf dessen Affiche stand: „Au rendez-vous des Cochers et Chauffeurs“. Und mit Mr. Collin, dem Wirt dieses Etablissements, das aus einem kleinen Raum mit drei Tischen und außerdem einer Terrasse mit zwei Tischen bestand, war er im Laufe der Monate fast befreundet geworden. Jedenfalls hielt er es für ein selbstverständliches Zeichen der Wertschätzung, daß er sein Hochzeitsmahl bei Mr. Collin einnahm, wenn ja auch ein wenig der Stolz, Marion seinen früheren Bekannten als etwas selten Schönes und Liebliches zu zeigen, diese Absicht gefördert haben mag. Und so geschah es, daß Victor und Marion, vor ihrem eigenen Gewissen ehelich getraut, nach einer glücklichen Spazierfahrt nach Versailles, wo sie stundenlang in inniger Umarmung durch den schon herbstlichen Park gestreift waren und sich in den Lauben von Trianon geküßt hatten, abends im „Rendez-vous des cochers et chauffeurs“ auf der Terrasse saßen, während Mr. Collin eigenhändig ein Gericht nach dem andern auftrug und eine Kunst der Küche zeigte, die fast eines Foyot oder Durand oder des

Café Anglais würdig war. Und als gar die am Spieß gebratenen duftenden jungen Tauben auf dem Tisch standen, fragte M. Collin — der ein wenig Napoleon ähnlich sah und sich darauf etwas einbildete — mit wirklich erhabener Geste, ob Monsieur und Madame mit dem Diner zufrieden wären, worauf Victor zum erstenmal eine größere Rede hielt, so daß auch die Kutscher, die am Nebentisch saßen, aufhorchten und herüberkamen, um mit dem jungen Paare anzustoßen.

Oh, Victor war so stolz auf seine kleine Frau, und Marions Gesicht hatte im süßen Gefühl ihres Glückes einen wunderfeinen kindlichen Zug bekommen, der wiederum mit einer leisen Melancholie gemischt war, denn ihr Herz klopfte in stillem Bangen, und für Momente war es ihr, als ob dieser seligste aller Abende noch ein recht schlimmes Ende nehmen könnte.

Nach dem Diner war Victor sehr heiter und gesprächig und wollte um jeden Preis nach einem Café des Boul ‚Mich', um noch Musik zu hören. Zugleich würde dann diese Feier in einem vornehmeren Milieu, als es das „Rendez-vous des Cochers et Chauffeurs" schließlich darbot, einen gehobenen Abschluß finden. Marion sträubte sich heftig gegen dieses Unternehmen,

mußte aber zuletzt nachgeben, und so setzten sie sich in einen Fiaker und fuhren nach der Taverne du Pantheon.

Ja, die kleine Marion fühlte sich jetzt unendlich beklommen. Wenn nur irgendeine Dame des Hotels Poulard oder ein früherer Freund da war und sie begrüßte, oder sie kränken wollte, dann mußten Victor sofort die Augen aufgehen, und dann stand sie vor ihm, den sie doch liebte, wie man nur einen Menschen zu lieben vermag, wie eine häßliche Lügnerin, die ihm die Reinheit ihrer Seele und ihres Körpers vorgetäuscht hatte, obwohl die schon von vielerlei Erfahrungen getrübt war. Jeder Moment wurde ihr schrecklicher, und als sie endlich vor der Taverne ausstiegen, war Marion totenbleich, als läge ihr ganzes Glück der vergangenen Wochen schon in Trümmern. Mit einem furchtbar gespannten Blick überflog sie die Räume des Cafés und atmete erleichtert auf, als sie kein bekanntes Gesicht erblickte.

Sie setzten sich in den zweiten Raum hinter das Orchester, und Marion hielt sich still und geduckt und horchte mit wehmütiger Pein auf eine große Arie aus „Manon", die den dämmernden Schmerz ihrer Seele noch vertiefte.

Da sah Victor vorn bei der Tür einen seiner Bekannten und ging zu ihm hinüber, um ihn an den Tisch zu bitten.

In diesem Augenblick hörte Marion hinter sich eine Stimme: „Tu vas bien, la môme, hen? . . .“ Es war ein junger Amerikaner, der sich mit dieser grotesken Wendung von der Terrasse durch das offene Fenster ins Café bog. Er kannte sie, er war im Juni einmal mit ihr für eine Woche nach Vichy gefahren. Marion zitterte an den Händen, ihre Augen sahen wirre Gestalten. Sie stammelte entsetzt: „Schweigen Sie . . . um Gottes willen . . . ich bin hier mit meinem Mann . . .“

„Oh . . .“ lachte der Amerikaner breit und gutmütig und zog sich zurück.

Auf dem Weg nach Hause sah Marion immer noch das Gesicht, das plötzlich gleich einem Gespenst hinter ihr gestanden hatte, um sie martervoll zu erschrecken.

Dann stiegen sie die vielen Treppen zu Victors kleiner Wohnung hinauf, die in der Avenue de l'Observatoire im sechsten Stockwerk unter dem Dache lag. Als sie in das dämmerige Wohnzimmer traten, zündete Victor kein Licht an, sondern öffnete ein Fenster, und sie sahen beide über die Bäume des Luxembourg-

gartens hinweg nach der Stadt, die wie ein sternenbesätes dunkles Feld vor ihnen lag, und Victor sagte: „Da wirst du jetzt immer wohnen und am Tage hinaufsehen bis Sacré Coeur und hinüber zum Champs de Mars und bis zum grünen Wall des Bois de Boulogne." —

Er küßte sie auf die Augen und den Mund, und sie fragte: „Bist du glücklich?"

„Ja . . ." sagte er, und Marion schluchzte vor Freude und Qual.

Sie verlebten eine lange, süße Nacht im Glück ihrer Jugend und ihrer Liebe. Und als sie viel später noch wachlagen und die Pläne ihrer Zukunft und ihres gemeinsamen Lebens schmiedeten, sagte Victor plötzlich: „Nur einmal hatte ich Angst, daß alles doch nur ein Traum wäre . . ."

„Wann?" fragte Marion.

„Am Anfang . . ." sagte Victor. „Da glaubte ich erst, du wärest eine Kokotte . . ."

„Und dann hättest du mich nicht geheiratet?" fragte Marion in einem Ton, als erwarte sie ihr Todesurteil.

„Aber, was denkst du . . ." erwiderte Victor einfach und empört, wie ein Mensch, der noch wenig vom

Leben und seinen Schicksalen weiß, etwas zurückstößt, das er für häßlich und schmutzig hält.

Als Marion darauf schwieg, nahm er ihren Kopf und küßte sie zärtlich und weich, als läge darin eine Zuneigung für lange Jahre. Dann schlief er ein.

Als aber der Morgen graute, erhob sich Marion leise, kleidete sich an und saß noch eine Weile in jammervoller Gebrochenheit an seinem Bett. Dann stand sie auf und schlich hinaus. Zu Fuß ging sie langsam zum Hotel Poulard zurück und weinte leise wie ein trostloses Kind vor sich hin.

Charles, der Garçon, wischte eben den Korridor, als sie ankam. Sie schleppte sich in ihr Zimmer und verbarg sich nachher tagelang wie ein todkrankes Tier, das sterben möchte. Oh, sie kümmerte sich nicht darum, daß Monsieur Poulard ihr Vorwürfe machte, weil sie die Nacht außerhalb des Hotels geschlafen hatte ... aber sie wußte nun, daß es Freuden gab, die für sie ewig verloren waren, und sie empfand zum erstenmal das unheilbare trostlose Einsamkeitsweh der Deklassierten.

Alexander Castell

Bernards Versuchung

Roman — Zweites Tausend

Umschlag und Einband von Alphons Woelfle

Geheftet 5 Mark 50 Pf., in Leinen gebunden 7 Mark, in Leder 10 Mark

Die Neue Rundschau, Berlin: Musikalisch klingt dieses Buch und mit Worten weiß es die unendliche Melodie sehnsüchtiger Spannungen, die erlösenden Harmonien starker Erfüllungen und die dunkeln, wie schwere Tropfen fallenden Tristitien — il pleure dans mon coeur — trostloser Stunden der Unwiederbringlichkeit in unser Gefühl zu bringen. Es weiß um den leisesten Hauch der Erotik wie um die derbste Umarmung mit klammernden Organen, wenn es gilt, die Seele durch die Sinne zu heilen oder wenigstens zu betäuben und still zu machen. . . . . Oft Erlebtes, oft Geschildertes bekommt hier eine solche Intensität der Vergegenwärtigung, eine solch leidenschaftlich wehe Übertragungsfähigkeit, daß Situation und Zustand ebenso wie immer im Leben neu und unerhört werden.

Das literarische Echo, Berlin: Alexander Castell begann mit kleinern, beachtenswerten Erzählungen; in seinem Roman ist ihm ein meisterliches Werk geglückt . . . . das Buch ist ein Hymnus auf die einzige Stadt, die Stadt der Sehnsucht und der Liebe, auf Paris . . . . Er liebt sie, wie man einer reifen, gefährlichen, bis in letzte Reize beglückenden Frau verfallen ist. Das Fieber der gesteigerten Lebensgier, das durch diese Stadt zuckt und rast, hat er erlebt wie nur ein Liebender es erleben kann. Und in einer Darstellung reifer Kunst weiß er ihren Zauber lebendig zu machen . . . . Die Atmosphäre ist geladen von kultiviertester Sinnlichkeit; jede Schwingung der Luft, jede Linie, jede Bewegung einer Frau setzt sich in intensiv erfaßte Liebkosungen oder Peinigung der Sinne um . . . . Ich kenne keine Schilderung von Glück und Wahnsinn einer solchen Leidenschaft von gleicher Vollkommenheit.

Münchner Neueste Nachrichten: Eine solche Flamme heißer, ganz impressionistischer Sinnensehnsucht nach rastlosem Erleben des Augenblicks schlägt uns aus jeder Seite des Romans entgegen . . . . Der Held dieser bunten

und sehr galanten Geschichte, ein atavistisch praedestinierter Lebenskünstler und verfeinerter Genießer, erlebt die Stadt der „Liaisons Dangereuses" und der stilvollen Fehltritte mit einer Inbrunst, deren Analyse einem minder sicheren und feinen Künstler des Wortes eine ästhetische Unmöglichkeit wäre.

Der Bund, Bern: .... bei all dem Hasten und Drängen der äußeren Geschehnisse spürt man im Untergrund die Ruhe und das weise Maßhalten des echten Künstlers, der sich seiner Macht und Mittel in jedem Augenblick genau bewußt ist. Seine Gestalten gewinnen scheinbar ungesucht etwas Plastisches, und in der Darlegung ferner, verwickelter Seelenzustände zeigt sich eine Meisterschaft, die immer wieder zur Bewunderung hinreißt.

Frankfurter Zeitung: Bernard ist im Grunde nur ein pariserisch facettierter Frauenspiegel, aber man muß zugeben, daß er eine jede Gestalt mit erstaunlich individuellem Liebreiz spiegelt .... Die drohende Eintönigkeit dieses Stoffes hat der Verfasser mit ungewöhnlichem Geschmack, mit entschieden dichterischer Grazie und Feinheit besiegt.

Hamburger Korrespondent: Ein sehr feines Buch! Von einem deutschen Autor ist kaum jemals die pariser Gesellschaftsstimmung so zart und zugleich so lebensvoll geschildert worden.

Augsburger Abendzeitung: Die Frauenpsyche wie die des Mannes, ja fast noch mehr diese als jene enthüllen sich dem jungen Autor mit einer Selbstverständlichkeit, die geradezu genial ist. Denn diese Enthüllung bedeutet Gegenständlichkeit im höchsten Maße, bedeutet eine Fähigkeit über das eigene Erleben hinauszuwachsen, sein Subjektivstes zu objektivieren, daß ich unwillkürlich an Goethe denke.

Janus, München: .... er ist durchrast von Lebensgier, von der Lust und den Schmerzen gesteigerter und raffinierter Sinnlichkeit. Und nur weil ein so bedeutender Künstler ihn schrieb, ist er eine Dichtung geworden, die seltsame Abgründe der Liebe offenbart und in einem Gespräch, oft mit ein paar scheinbar gleichgültigen Worten, Vorhänge auseinander reißt, die sich nach Augenblicken wieder für Jahre schließen.

Neue Züricher Zeitung: Als wäre er unmittelbarer Zeuge, erlebt der Leser diese Szenen ....

B. Z. am Mittag, Berlin: Es ist vieles gesprochen und entschleiert mit einer Kühnheit und Selbstverständlichkeit, die bei einem deutschen Dichter ungewöhnlich ist.

Basler Nachrichten: Wenn bei Castells ersten Büchern überall und allgemein der knappe, klare Stil, die gemessene, vornehm delikate Art des Vortrags, der feine aparte Impressionismus als rühmliche Besonderheiten hervorgehoben worden sind, so erfährt dieses Lob heute noch einen Nachdruck; denn die Meisterschaft der Komposition, die künstlerisch strenge Einheit in diesem Roman stellen ihn an die Spitze der deutschen Prosaschriftsteller .... Flaubert spricht

irgendwo den Satz aus, daß die Aufgabe eines jungen Schriftstellers darin bestehe, alles, was er ausdrücken wolle, lange genug und mit ausreichender Aufmerksamkeit zu betrachten, um darin eine Seite zu entdecken, die vor ihm noch niemand gesehn und dargestellt habe. Auf diese Weise werde man originell. Alexander Castell weist die Merkmale einer so gearteten Originalität auf; seine Kunst ist derjenigen eines Flaubert oder Stendhal verwandt. Ich glaube, daß dieser Roman in der Entwicklungsgeschichte der modernen Literatur einmal eine Rolle spielen wird.

Nord und Süd, Breslau: Castells Art zu erzählen ist geborene Meisterschaft, an der Strenge einer unnachsichtigen Selbstkritik zu bemerkenswerter Kultur gewachsen. Und seine Sprache ist von jener Schlichtheit, wie nur der bewußte Großbesitz sie verleiht. Sein Buch aber ist eine jener Liebesdichtungen, die überall, auch als Fremderscheinungen, heimisch werden, wo man feinfühlig versteht und dankbar empfängt.

Rigasche Rundschau: Ob es sich um ein kurzes Abenteuer mit der Kurtisane handelt, um einen derben Rausch mit dem Landmädchen, um die raffinierte Maitresse eines Fürsten oder die feinfühlige Frau der Gesellschaft, jedes einzelne Erlebnis stellt ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk dar, gibt alles her, was es an seelischen Feinheiten zu bieten vermag, schließt ab auf jenem Höhenpunkte, auf dem das letzte an Genüssen dargebracht ist.

Bühne und Welt, Berlin: Eine ganz eigene Feinheit zeichnet den Don Juanroman von Alexander Castell „Bernards Versuchung“ aus. Die geheimsten Gewebe der menschlichen Psyche werden mit einer tiefschauenden und doch schonenden Kunst bloßgelegt .... Sein Don Juan ist ein wundervoller, innerlich fein gestimmter Mensch, der in allen seinen Abenteuern stets aus tiefer innerer Notwendigkeit handelt und dem der Mensch, der ihm etwas bietet, wichtiger ist als das Abenteuer .... Die Beschreibung von Paris und des französischen Lebens hat mich lebhaft an den wundervollen Roman Hermann Bangs „Michael“ erinnert. Michael und Bernard zeigen viel Verwandtschaft, vielleicht Castell und Bang auch?

Die Schweiz, Zürich: Vor allem zeigt er sich auch in seinem Roman wieder als der eminent ästhetische Mensch, mit dem sensitivsten Empfinden für die Erscheinungsformen einer raffinierten Kultur, und als der feine Psychologe, ganz besonders organisiert für das krankhaft differenzierte Seelenleben überästhetischer überkultivierter Genußmenschen. Und der faszinierende Impressionismus Castells hat hier den dankbarsten Stoff gefunden. Paris mit all seiner Bezauberung und Unergründlichkeit und in allen Gestaltungen des modernen Daseins lebt in diesem Buch mit nicht geringerer Gegenwart als die ewige Stadt in d'Anunzios Roman. Und wie in des italienischen Dichters gewaltiger und prunkhafter Sprache römischer Geist sich spiegelt, so sprüht uns aus Castells sprunghaft geistreicher Diktion der echte Pariser-esprit entgegen.

Albert Langen, Verlag, München



DATE ISSUED	DATE DUE
[illegible] 9	[illegible]

